old

il=
ler

Hans Arnold.

Aprilwetter.

Von demselben Verfasser sind in unserem Verlage ferner erschienen:

Novellen.

Inhalt: Hausgenossen. — Und doch! — Der tolle Junker. — Finderlohn. — Glück muß man haben!

2. Auflage. 8°. Elegant gebunden ℳ 5.50

Neue Novellen.

Inhalt: Die kranke Familie. — Die Landpartie. — Schach der Königin. — Angenehme Gäste. — Papas Zahnschmerzen. 3. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—

Fünf neue Novellen.

Inhalt: Ein Regentag auf dem Lande. — Der Papagei. — Im Mondlicht. — Der nette Student. — Die junge Frau Doktorin.

2. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—

Ein neues Novellenbuch.

Inhalt: Die Gesellschaft. — Der gebrauchte Flügel. — Verzaubert. — Ein Rendezvous. — Pauls Geburtstag.

2. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—

Lustige Geschichten.

Inhalt: Anvertraute Kinder. — Fritz auf dem Lande. — Eine kleine Vergnügungsreise. — Schulschluß und Ferien. — Roberts erste Liebe.

Mit Illustrationen von W. Schulz.

3. Aufl. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.—

Der Umzug und andere Novellen.

Inhalt: Der Umzug. — Tannhäuser. — Zwei Schwestern. — Amicitia.

2. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—

Einst im Mai und andere Novellen.

Inhalt: Einst im Mai. — Großes Reinmachen. — Fatum! — Der Schulausflug. — Mit Dampf.

2. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—

Aprilwetter.

Neue Novellen

von

Hans Arnold.

Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz.

Zweite Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1895.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Den Freunden aus Langeoog

zur Erinnerung an den Sommer 1893.

Inhalt.

Nicht lügen!



„Ja, es ist so eine eigene Sache mit der geselligen Lüge,“ sagte die Geheimrätin Zellner, um deren Theetisch sich heute, wie jeden Donnerstag, derselbe kleine Freundeskreis versammelt hatte. „Ich für meine Person behaupte, man kann ganz gut durchs Leben kommen, ohne sich ihrem Scepter zu unterwerfen — ich habe ihr den entschiedensten Krieg erklärt! Ich lüge nie!“

Doktor Naumann, der der freundlichen Wirtin gegenüber saß, kniff das eine Auge zu. „Hand

aufs Herz, Frau Geheimrätin!" sagte er gut gelaunt, „haben Sie noch nie einen zum mindesten gleichgültigen, wo nicht gar unwillkommenen Besuch mit den Worten empfangen: ‚Ich freue mich sehr?' — noch nie einen Langweiligen, der sich endlich erhob, gefragt: ‚Ach, Sie wollen schon aufbrechen?'"

Die Geheimrätin schien eben eine Masche an ihrem Strickzeug verloren zu haben, sie sah wenigstens so unverwandt und ernsthaft darauf nieder, als habe sie für nichts anderes Auge und Ohr.

„Und sollten Sie nie," fuhr der erbarmungslose Doktor fort, „wenn Sie ein entsetzliches ‚Thee- und Abendbrot'-Fest mit Heldenmut und mühsam unterdrücktem Gähnen bis zum letzten Tropfen ausgekostet hatten, der Wirtin für den ‚hübschen', in schweren Fällen für den ‚genußreichen' Abend gedankt haben?"

Die Hausfrau hatte sich inzwischen gefaßt.

„Ja, das sind Ausnahmen!" sagte sie würdig, „diese hergebrachten Formeln der Gesellschaft nimmt jeder auf ihren Marktwert an — das sind keine Lügen!"

„Und man könnte auch schlechterdings nicht

ohne sie fertig werden," bemerkte Fräulein Schulz. „Denken Sie sich einmal den Zustand, der unfehlbar daraus hervorginge, wenn jedem unerwünschten Besuch entgegengerufen würde: ‚Ach, wie fatal, daß Sie schon wieder zu mir kommen!' Auch kann man sich doch unmöglich am Rehbraten und Eis bei einem lieben Nächsten satt essen und ihm dann mit einem Händedruck sagen: ‚Hören Sie 'mal, so habe ich mich aber seit Jahren nicht gelangweilt!'"

„Das beste Mittel gegen die gesellige Lüge habe ich erlebt," sagte die Professorin Schwartz, eine noch immer auffallend hübsche, muntere Frau. „Ich bin einmal so gründlich damit hereingefallen, daß ich ganze acht Tage hinterher den Besuchern nur dann den Bescheid vor die Thüre schickte: ‚Es thut der gnädigen Frau sehr leid — sie ist ausgegangen', wenn es sich unbedingt nicht anders machen ließ."

„Das scheint ja allerdings eine moralische Radikalkur gewesen zu sein," meinte der Doktor. „Wollen Sie nicht zu Nutz und Frommen der lügenden Menschheit dieses Erlebnis veröffentlichen, gewissermaßen als Warnungstafel auf dem dünnen Eise der gesellschaftlichen Ehrlichkeit?"

„Warum nicht?“ sagte die Professorin. „Ich will sogar annehmen, daß alle mir hinterher gespendeten Beifallsbezeugungen: ‚Wie nett!‘, ‚Wie interessant!‘ und so weiter, ganz aufrichtig gemeint sind — nur um des moralischen Eindruckes meiner Geschichte sicher zu sein! Also: Wir waren etwa ein halbes Jahr verheiratet, mein Mann hatte den Ruf als außerordentlicher Professor nach B.... angenommen und arbeitete mit unausgesetztem Eifer an einem größeren, wissenschaftlichen Werk, das ihm, wie wir wünschten und hofften, den ‚Ordentlichen‘ einbringen sollte. Das nahm ihn ganz in Anspruch. Ich war auf dem Lande aufgewachsen, hatte von dem, was man ‚Pläsir‘ nennt, nie viel kennen gelernt und fand es ganz selbstverständlich, daß auch in der Stadt mein Leben still und abwechslungslos weiter verlief. Auch war ich, wie gesagt, jung verheiratet — Wirtschaften und Haushalten hatten noch ganz den Reiz der Neuheit, nebenbei kam mir wohl so ein bißchen der Stolz auf meinen gelehrten Gatten zu Hilfe, dem bei seiner ernsten Arbeit für Eitelkeit und Tand keine Gedanken übrig blieben.

Kurz, ich hätte fast vergessen, daß ich neunzehn

Jahre alt war! Wenn es mir noch in den Füßen unruhig wurde bei einem hübschen Walzer oder flotten Galopp, den die Wachtmusik im Vorbeiziehen vor meinen Fenstern aufspielte, so hielt ich das für einen letzten Rest von Jugendleichtsinn, den ich, meiner Stellung als Professorenfrau gemäß, nicht schnell genug loswerden konnte.

In dieser löblichen und vortrefflichen Verfassung war uns das erste Jahr unserer Ehe hingegangen, und es wäre auch wohl weiter so geblieben, wenn nicht durch einen äußeren Umschwung in unserem Leben sich auch eine innere Veränderung in mir vollzogen hätte.

Ein Bruder meines Mannes, auch seit kurzem verheiratet, ebenso lebenslustig und weltgewandt wie mein guter Mann ernst, zerstreut und zurückgezogen, wurde als Assessor an die Regierung nach B.... versetzt, und wie sich das von selbst versteht, entwickelte sich bald der lebhafteste und angenehmste Verkehr zwischen beiden Häusern. Meine Schwägerin Anna, eine bildhübsche, elegante Offizierstochter von sehr lustigem Temperament, hatte die Verhältnisse bei uns rasch übersehen. Sie octroyierte mir in den ersten acht Tagen unseres verwandt-

schaftlichen Zusammenlebens eine Ponnyfrisur und einen andern Hut — freilich, ohne daß es mein guter Mann auch nur sah und merkte, was mich recht verdroß — und versicherte uns beiden bei jeder Gelegenheit, es sei ein Jammer und ein Skandal, daß wir uns hinter Folianten und Tabaksqualm verschanzten, und ich wie eine Nonne leben müßte — mit neunzehn Jahren wolle man Menschen sehen und sich auch sehen lassen!

Mein Mann wies aber jedes Ansinnen, sich in die Geselligkeit zu stürzen, erst scherzend, dann so ernsthaft zurück, daß ich besorgt wurde und meiner Schwägerin ein Zeichen gab, sie möge die Sache auf sich beruhen lassen. „Es geht ja auch so!“ fügte ich mit einem leisen Seufzer hinzu.

Der Zündstoff mußte wohl aber in meiner Seele gewesen sein, das erste Fünkchen war hineingefallen, und wenn die Flamme der Rebellion auch noch nicht offen aufschlug, so glimmte sie doch schon.

Eines Morgens — es war ein abscheulich schmutziger Tag, Ende November — war ich früh auf dem Markte gewesen und hatte allerlei besorgt. Wie man das für den Markt und schlechtes Wetter zu thun pflegt, war ich in meine ältesten Sach .

gekleidet, trug große Gummistiefel, gefütterte Wollhandschuhe und einen Wintermantel, den ich schon zur Konfirmation bekommen hatte, und aus dem ich mittlerweile arg herausgewachsen war.

An einer Straßenecke begegnete ich meiner Schwägerin, die, den Diener mit mehreren Paketen hinter sich, auch Einkäufe gemacht zu haben schien. Sie kam eilig auf mich zu.

„Lisa — thu mir einen Gefallen, gehe mit mir in den Blumenladen! Eben ist die Einladung vom Oberpräsidenten zu seinem großen Balle gekommen — ich habe noch eine Bestellung zu machen; und du doch jedenfalls auch? Ihr habt sicher die Einladung gleichzeitig mit uns erhalten?"

Ich zuckte die Achseln. „Wir?" sagte ich etwas bitter, „was denkst du, Anna? Robert will ja diesen Winter gar keine Besuche machen — kaum bei den Kollegen — er sitzt bis über beide Ohren in seiner Arbeit über das Pfandrecht."

„Was Pfandrecht?" rief meine Schwägerin empört, „da laß du ihn Pfandrecht treiben und treibe du Hausrecht! Du wirst es erleben — nimm's nicht übel, Lisa! — daß du dir an deinem Manne einen Egoisten erziehst, der bei der nächsten Aus-

stellung für dergleichen den ersten Preis bekommt! Dann hast du auch 'was Rechtes!"

Ich wurde nachdenklich — es war etwas dran!

„Willst du mir etwa einreden, daß du nicht gern hingingest?" fuhr Anna ärgerlich fort, „dann sag's — und ich gebe dich auf!"

„Nein!" sagte ich ehrlich, „sehr gern thäte ich's, schrecklich gern. Aber ich kann es doch nicht erzwingen! Und Robert zu einer Staatsvisite beim Oberpräsidenten bewegen — du kennst ihn nicht, Anna!"

Meine Schwägerin sah einen Augenblick wie überlegend vor sich nieder, dann hob sie den Kopf. „Lisa, hast du Kourage?" fragte sie.

Ich zögerte. „Gewiß weiß ich's nicht!" sagte ich.

„Nun, ich habe sie — schlimmstenfalls für uns beide!" rief sie entschlossen, „ich habe mir etwas ausgedacht, und du wirst es thun! Hast du Visitenkarten bei dir?"

Ich zog ein Täschchen heraus. „Jawohl," sagte ich verwundert, „von mir und von Robert!"

„Vorzüglich," erwiderte meine Schwägerin befriedigt und winkte einer eben langsam daherfahrenden Droschke. „Jetzt vorwärts mit frischem Mut!"

Und ehe ich wußte, wie mir geschah, saßen wir beide im Wagen, der Diener auf dem Bocke. „Zum Oberpräsidenten!" rief Anna hinauf, und da fuhren wir hin.

„Aber Anna — Anna!" rief ich. „So höre doch! Was willst du denn machen? Ich kann doch in diesem Aufzug nicht zu Oberpräsidents gehen, und noch dazu ohne Robert!"

„Sollst du auch gar nicht!" erwiderte meine Schwägerin mit großer Ruhe. „Wir halten — schicken deine und deines Mannes Karten hinauf — die Oberpräsidentin nimmt keine Visiten an — wir geben die Karten ab, und heute in acht Tagen tanzen wir beide in blaßrosa Seide und Heckenrosen bei Excellenzens um die Wette, und Robert schreibt 'mal drei Seiten Pfandrecht weniger, das wird ihm sehr gesund sein — und die Nachwelt wird's auch überstehen, wie ich sie kenne!"

Ich war so verblüfft über diesen kecken Gedanken und seine noch keckere Ausführung, daß ich nur schweigend dasaß und die Hände rang, nicht zum Vorteil meiner Handschuhe, deren einer diese Behandlung sehr übel nahm und platzte, was mich nicht eleganter erscheinen ließ.

Jeder Einwand, den ich hätte machen können — vielleicht machen sollen! — verstummte vor der Gewalt der Thatsachen, denn die Droschke hielt vor dem palastartigen Hause, in das der neuernannte Oberpräsident eben eingezogen war, und das er mit jenem großartigen Feste einweihen wollte.

Der Diener nahm die Karten in Empfang, gebührendermaßen ohne eine Miene darüber zu verziehen, daß der von ihm anzumeldende Herr Professor gar nicht im Wagen saß, und verschwand im Hausflur.

Meine Schwägerin fiel mir jubelnd um den Hals. „Famos!“ rief sie und lachte ausgelassen, „Robert macht eben ahnungslos seinen Knix vor Excellenz, und wir überfallen ihn mit der vollendeten Thatsache und der Schneiderrechnung!“

Ich war nun, wo es sich nicht mehr ändern ließ, auch ganz lustig geworden. Der Diener kam eben zurück, und wir wollten dem Kutscher schon das Zeichen zum Zufahren geben, als Johann, den Hut in der Hand, näher trat und den Schlag öffnete.

„Excellenz lassen bitten!“ sagte er mit feierlichem Ernste.

Anna und ich starrten uns einen Augenblick sprachlos vor Entsetzen an — ich faßte krampfhaft ihre Hand. „Anna!" flüsterte ich erbleichend.

Meine Schwägerin warf hilfesuchende Blicke um sich her, ihr war augenscheinlich auch nicht wohl zu Mute!

„Gieb mir wenigstens deine Handschuhe!" rief ich in Todesangst und riß meine geplatzten Markthandschuhe von den Händen.

Der Diener stand währenddessen immer noch unbeweglich wie ein ausgestopfter Diplomat am Wagenschlag und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Plötzlich schien Anna zu einem Entschluß zu kommen. „Gehen Sie sofort noch einmal hinauf," sagte sie mit großer Würde, „und sagen Sie, die Herrschaften ließen tausendmal um Entschuldigung bitten — die Frau Professor hätte einen plötzlichen Ohnmachtsanfall und wäre augenblicklich außer stande, den Wagen zu verlassen!"

Der Diener, über dessen tadellose Maske nun doch ein leises Grinsen flog, verbeugte sich und verschwand zum zweitenmale im Hausflur.

In derselben Sekunde rief Anna dem Kutscher hinauf: „Zufahren!"

Der unselige Mann hatte aber irgend eine Unordnung am Zaumzeug seines Gaules bemerkt, und mit einem lakonischen „Gleich!" kroch er vom Bocke herunter und schnallte mit entsetzlicher Ruhe und Gewissenhaftigkeit an dem Pferde herum.

Wir saßen, vor Ungeduld und Angst zitternd dabei — zu Fuß wegzugehen, war ja ausgeschlossen! Jetzt — jetzt war er fertig und machte Miene, wieder auf den Bock zu klettern.

Da — o Entsetzen! — öffnet sich die Hausthüre und, einen Pelzmantel übergeworfen, erscheint, von unserem Diener begleitet, eine kleine, sehr gutmütig aussehende Dame und kommt eilenden Schrittes auf unsere Droschke zu — Ihre Excellenz in eigenster teilnehmender Person!

Anna, die mit Blitzesschnelle die Lage erfaßte und beherrschte, flüsterte mir nur zu: „Ich bin du, und du bist meine Kammerjungfer!" und sank, das Tuch vor den Augen, in die Wagenecke, während ich, im Hinblick auf meinen unglaublichen Anzug beglückt, daß mir eine so untergeordnete Rolle zufiel, mich mit einem imaginären Riechfläschchen um sie bemühte.

Die freundliche Excellenz, der schon der Ruf

großer Gutmütigkeit und Neugier vorangegangen war, hatte inzwischen unserem Diener gewinkt, der sich, wie ich zu meinem größten Unwillen sah, hinter ihr her vor Lachen ganz respektwidrig krümmte. Die Excellenz nötigte meine Schwägerin, die sie für mich hielt, in freundlichster Weise, auszusteigen.

„Nein, meine liebe Frau Professor," sagte sie mit wirklich gewinnender Herzensgüte, die wir in jeder andern Lage gewiß unendlich mehr geschätzt hätten, „ich lasse Sie in dem Zustand unter keiner Bedingung weiter fahren — Sie kommen einen Augenblick zu mir herauf und erholen sich — wo ist denn Ihr Herr Gemahl?"

Mir schlotterten die Kniee — es wurde immer hübscher!

„Mein Mann holt mir die Tropfen, die ich bei solchen Anfällen nehme, aus der Apotheke," hauchte Anna mit erlöschender Stimme, „meine Jungfer ist deshalb bei mir geblieben."

„Nun dann muß er ja bald zurück sein!" sagte die Oberpräsidentin, „die Jungfer" — das nahm die würdige Dame zu meiner stillen Entrüstung sofort für bare Münze! — „bleibt im



Wagen und benachrichtigt den Herrn Gemahl — nein, keine Umstände, meine liebe Frau Professor, ich gebe Ihnen ein Glas Wein — ich lasse Sie nicht fort!"

Und alles Komplimentieren und Protestieren half nichts — Anna mußte aus dem Wagen und wankte, in tödlichster Verlegenheit und völligem Wohlbefinden, auf die Arme des grinsenden Dieners und der guten Excellenz gestützt, die Treppe hinauf. Zum Glück sah sie nicht mehr zurück — denn ich hätte, trotz aller Not, lachen müssen, und wenn Todesstrafe darauf gestanden hätte.

Aber als der seltsame Zug im Hause verschwunden war, fiel mir meine Lage schwer aufs Herz. Ich wartete auf den „Herrn Gemahl", und wenn der nicht auf spiritistischem Wege herbeigezaubert wurde, so lag kein ersichtlicher Grund vor, warum ich nicht heut übers Jahr auch noch hier in der Droschke sitzen sollte, falls Pferd und Kutscher die Sache nicht inzwischen satt bekamen!

Also thun mußte ich etwas, das war klar! Und die zwingende Notwendigkeit war in diesem Falle die Mutter des Gedankens — der Gemahl mußte zur Stelle!

Ich rief dem Kutscher unsere Straße und Hausnummer zu, flehte ihn unter Zusicherung eines fürstlichen Trinkgeldes an, zu jagen, was sein Pferd vermochte — und fort ging es zum zweitenmal an diesem denkwürdigen Tage.

Wie ich die Treppe hinauf und in unsere Wohnung gekommen bin, das weiß ich heute noch nicht! Ich riß an der Klingel, daß es durchs ganze Haus gellte, stürzte in den Flur, in die Studierstube, die sonst um diese Zeit wie Blaubarts Kammer gemieden werden mußte, ließ die Thür des Heiligtums gegen jede Hausordnung weit offen

stehen und rief: „Robert — deinen Frack, deinen Cylinderhut, deine Handschuhe — rasch, es handelt sich um unsere ganze Existenz!“ Robert starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an. Er war, aus der friedlichen Luft seines Pfandrechts in den Wirbelsturm der Ereignisse gerissen, zum Glück so betäubt, daß er sich von mir wie eine Puppe in den Frack stopfen ließ. Er versicherte mir nachher, er habe das Gefühl gehabt, als wäre ein Cyklon über ihn gekommen, der ihn gepackt und geschüttelt hätte — aber da ich ihn gar nicht zu Worte kommen ließ, sondern nur immer rief: „Rasch, rasch!“, so folgte er mir stumm wie ein Lamm zur Schlachtbank — allerdings wie ein Lamm mit Cylinderhut und hellen Handschuhen!

An der Thüre angelangt, schlug ich mir vor die Stirn: „Die Tropfen!“ rief ich, flog noch einmal nach meines Mannes Schreibtisch, ergriff das erste beste Fläschchen — ein Verbrechen, dessen ich mich unter normalen Verhältnissen nie schuldig gemacht hätte, und sauste meinem Gatten nach, der auf der Treppe stehen blieb und mich hilflos ansah.

„Lisa, wenn ich mir eine bescheidene Frage erlauben darf — wo soll ich denn hin?“

„In die Droschke!“ erwiderte ich mit dem letzten Rest meines Atems — und erst als wir schon ein paar Straßen weit gejagt waren, kam ich soweit zu mir, daß ich ihm in kurzen fliegenden Worten die Sache schildern und ihm klar machen konnte, daß er nolens volens zehn Minuten lang Annas besorgter Gatte sein und sie in einem nervösen Anfall beklagen und stützen müsse!

Robert war viel zu verblüfft und verwirrt, um mir wegen unseres tollen Streiches Vorwürfe zu machen — er that überhaupt während der ganzen Fahrt den Mund nur dreimal auf, und auch das nur, um kopfschüttelnd vor sich hinzusagen: „Merkwürdig!“, was mir in diesem Falle nur erwünscht sein konnte.

Ohne uns anzusehen, erstiegen wir die oberpräsidentliche Treppe, auf jeder dritten Stufe wiederholte ich meinem zerstreuten Gatten: „Ich bin die Kammerjungfer deiner Frau!“, was er mit freundlichem „So?“ aufnahm. Ob er die nötigen Konsequenzen daraus ziehen werde, mußte ich abwarten. Plötzlich fiel mir etwas ein. Ich blieb stehen.

„Robert!“ stieß ich ängstlich hervor, „ist rote Tinte G i f t?“

Robert sah mich mißtrauisch an — der Gedanke, ob es wohl bei mir ganz richtig im Oberstübchen wäre, der ihm, wie er später gestand, an diesem Morgen schon ein paarmal gekommen war, schien bei dieser Frage noch an Greifbarkeit zu gewinnen.

„Nein!“ sagte er sanft und milde, „hast du vielleicht welche getrunken?“

Ich schüttelte den Kopf und strebte vorwärts — das Fläschchen, welches ich in aller Eile mitgenommen hatte, enthielt die obenerwähnte Flüssigkeit, und diese mußte nervenberuhigende Tropfen vorstellen.

Als wir in die Salons Ihrer Excellenz eingeführt wurden, ich als Kammerjungfer bescheiden hinter meinem Brotherrn eintretend, lag die arme Anna immer noch schmachtend in der Sofaecke. Um sie herum wie ein Stillleben waren Riechfläschchen, ein Glas Kapwein, ein Fächer und eine Schachtel Brausepulver gruppiert — die Excellenz stand tröstend daneben.

Bei unserem Eintreten flog ein mit aller Anstrengung nicht zu unterdrückender Heiterkeitsausdruck über das Gesicht der Leidenden, der

mit gutem Willen für eine krampfhafte Zuckung gehalten werden konnte.

„Nun mein lieber Herr Professor," rief uns die Excellenz entgegen, wieder ganz Herablassung und Güte. „Da kommen Sie ja mit Ihren langersehnten Tropfen!"



Robert warf einen wilden Blick um sich. „Tropfen?" wiederholte er tonlos.

„Hier, Herr Professor!" fiel ich rasch ein. „Ich habe das Fläschchen!"

Die Excellenz, einen silbernen wappengeschmückten Theelöffel in der Hand, schien entschlos-

sen, das Samariterwerk zu vollenden, und nach dem Grundsatz: „Viel hilft viel!“ goß sie eine recht kräftige Portion ein, die sie Anna mit einem herzlichen „So — das wird gut thun!“ eben an den Mund bringen wollte. Aber diese wehrte schwach mit der Hand ab. „Nur zehn Tropfen!“ flüsterte sie.

Ich übernahm denn nun mit einem verbindlichen „Excellenz gestatten!“ das Eintropfen, damit die würdige Dame nicht die Aufschrift „Rote Tinte“ entdecken sollte, die ihr auf den ersten Blick zum Glück entgangen war.

Diese zehn Tropfen, die ich barmherzig und knapp bemaß, mußten nun freilich geschluckt werden! Sie thaten eine förmlich zauberhaft schnelle Wirkung, denn Anna stand rasch auf den Füßen, dankte tausendmal und ließ sich von Excellenz versichern, wie sehr diese sich freuen würde, die Patientin frisch und hergestellt auf ihrem Feste zu begrüßen. „Denn wir dürfen doch hoffen, Sie hier zu sehen?“ fügte sie hinzu, sich an Robert wendend, der mir einen Dolchblick zuwarf und ein unverständliches Gemurmel hören ließ. Er hat mir später gesagt, es hätte: „Den Teufel auch!“ geheißen, aber es wurde der größeren Wahrscheinlichkeit halber für

„Mit tausend Freuden!" aufgenommen. Unter dem Schnellfeuer immer erneuter Danksagungen und Höflichkeitsbezeigungen traten wir denn den Rückweg an, und als wir glücklich wieder in unserer Droschke saßen, die entschieden das beste Geschäft bei diesem Abenteuer machte, da begannen Anna und ich zu lachen wie nie vorher und nie nachher — so unaufhaltsam, wie man eben nur lacht, wenn auch ein gut Teil Nervosität dabei ist — und das war es hier!

Mein armer Mann saß indessen in seinem Frack und Cylinder auf dem Rücksitz und sah immer abwechselnd Frau und Schwägerin an — ich glaube, er hätte jetzt gern etwas gepredigt, aber wir ließen ihn nicht zu Worte und uns nicht zu Atem kommen! Wenn eine von uns beiden sich eben die letzten Lachthränen getrocknet hatte, dann brauchte die andere sie nur anzusehen oder zu sagen: „Die Tropfen!", und es ging wieder los. Der Droschkenkutscher, der sich ohnehin schon gewundert haben mochte, was es eigentlich mit uns für eine Bewandtnis habe, sah sich alle Augenblicke vom Bocke herunter mit einem ganz ver-

gnügten Gesicht nach uns um — solche Passagiere hatte er gewiß nicht oft zu fahren!

„Und jetzt zu uns!“ rief Anna endlich, „ihr eßt heute bei uns — den Tag wollen wir erstens nicht so nüchtern beschließen, und dann habe ich auch zu große Angst für dich, Lisa — dein Blaubart verschlingt dich ja mit Haut und Haar, wenn du jetzt mit ihm allein bleibst!“

Wir lachten von neuem. Mein Mann, der noch schwach das Wort „Pfandrecht“ hören ließ, wurde überstimmt; in der fröhlichsten Laune fuhren wir zu den Geschwistern.

Mein Schwager, der ganz so fidel war wie seine Frau, holte Champagner herauf, um Roberts Staatsvisite wider Willen zu „begießen“, wie er sagte, und Robert selbst wurde ganz aufgeräumt und gab Generalpardon, da ich meine oder besser Annas Greuelthat schon mit einer genügenden Angstportion hatte abbüßen müssen.

Dieses Mittagessen hätte ja nun unsere Lügengeschichte schließen können und sollen — aber so leicht kamen wir nicht weg. Als wir einigermaßen zur Ruhe gekommen waren und die Sache beim Kaffee durchsprachen, sagte mein Schwager Rudolf,

der rauchend im Schaukelstuhl lag, plötzlich ganz ernsthaft: „Ja, Kinder, wie denkt ihr euch aber nun den weiteren Verlauf der Sache?"

„Wie meinst du das?" fragte Robert, und wir Damen horchten auf — die Frage kam uns überraschend.

„Das meine ich so!" erwiderte Rudolf und richtete sich etwas aus seiner bequemen Stellung auf, „daß ich den ganzen Witz sehr harmlos und lustig finde, und daß er famos hätte sein können, wenn er eben die Güte gehabt hätte, programmmäßig zu verlaufen —"

„Aber?" fiel seine Frau atemlos ein.

„Aber — da er das nicht gethan hat, sondern der Zufall sich wieder einmal als ein ganz heimtückischer Gesell gezeigt hat, so bleibt meines Erachtens gar nichts übrig, als daß wir alle, wie wir hier sitzen, unter irgend einem möglichst einleuchtenden Vorwand auf den Ball verzichten. Denn sonst könnte die Geschichte noch ein ganz thörichtes Nachspiel haben, an dem mir für meine Person gar nichts gelegen ist!"

„Ich verstehe dich gar nicht!" rief Anna ungeduldig, „bringe doch Thatsachen — sonst schweige!"

„Schön,“ sagte Rudolf. „Also — Thatsachen! Excellenzens machen umgehend, wie sich das bei Excellenzen von selbst versteht, ihren Gegenbesuch, wobei sie etwas geschickter verfahren als ihr, tags darauf kommt die Einladung für Professors — bis dahin alles ganz hübsch! Nun aber weiter!“

„Schnell, schnell!“ rief ich, vor Ungeduld und Besorgnis vergehend.

„Kommt alles!“ fuhr Rudolf unerschüttert fort. „Wir gehen also auf den Ball —“

„Sehr richtig!“ bekräftigte Anna.

„Kommen herein — Excellenz, ganz in taubengraue Seide und Huld gekleidet, tritt uns entgegen! Wir lächeln und neigen uns — sie, mit dem anerzogenen Gedächtnis hochgestellter Persönlichkeiten für Gesichter, sieht die heute morgen noch ohnmächtige Professorin strahlend und blühend mit einem Assessor anturnen — sieht bald darauf den Professor mit seiner Kammerjungfer am Arm in den Saal schweben — eine Erklärung ist unausbleiblich!“

„Nun was schadet das!“ unterbrach ihn seine Frau, aber schon etwas weniger sicher. „Die Excellenz scheint eine so gutmütige Frau zu sein,

daß sie unfehlbar, wenn es zur Erklärung kommt, die Sache sehr lustig finden wird!"

„Ich bedaure, deine Ansicht ausnahmsweise nicht teilen zu können," sagte Rudolf. „Erstens wollen Leute, die in der Stellung des Oberpräsidenten fünfhundert Menschen zu begrüßen haben, nicht länger als unvermeidlich mit jedem ihrer lieben Gäste sprechen. Sodann aber — Ihre Excellenz ist vielleicht ein Engel, eine Seele — was Ihr wollt. Aber das steckt nicht an, und Seine Excellenz soll es nicht immer sein. Nun nehmt hierzu, daß er mein höchster Vorgesetzter ist, addiert die ganze Geschichte und zieht das Facit! Ich habe gesprochen!" Er legte sich in seinen Schaukelstuhl zurück und rauchte weiter.

Wir beiden Missethäterinnen sahen uns sehr begossen an. „Du hast nicht unrecht!" sagte Anna dann halblaut.

„Das kommt von das!" bemerkte Robert. „Und nun, Frauchen, komm nach Hause! Ich habe heute viel Arbeit nachzuholen, und du bist seit zehn Uhr heute früh fort!" Diese mit erhobener Stimme gesprochenen Worte mahnten mich an meine schmählich versäumten Pflichten — Anna

und ich trennten uns sehr niedergeschlagen, und nur Robert triumphierte, daß das Sprichwort:



„Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein!“ sich an uns und ihm so glänzend bewahrheitet hatte.

Am nächsten Tage, wie Rudolf prophezeit hatte, fuhren Herr und Frau Oberpräsident oder besser ihre Wagen bei uns vor, der Diener gab die Karten ab und entfloh so eilfertig, als fürchtete er, wir würden uns revanchieren und zu ihm sagen: „Professors lassen bitten!“

Abermals am nächsten Tage wurde uns, als wir beim zweiten Frühstück saßen, die zierliche

Einladungskarte zum Balle überreicht, gleichzeitig aber ein Briefchen mit Wappenstempel. Ahnungsvoll öffnete ich den Umschlag, um wirklich tief beschämt zu werden — die liebenswürdige Excellenz fragte in teilnehmenden Worten nach dem Befinden der „Frau Professor“ und bat, ihr durch den Diener Nachricht über das Ergehen der Patientin zu schicken. Ich saß stumm und mit reuigem Herzklopfen da, den Brief in der Hand. Auf diese Freundlichkeit wieder mit einem Schwindel zu antworten, schien mir zu perfid! Ich ließ dem Boten sagen, ich würde die Antwort später schicken und begab mich, da Robert mir auch nicht zu raten wußte, zu Anna, um dieser die Sachlage mitzuteilen und meinen Beschluß zu fassen. Ich traf Anna samt ihrem Manne zu Hause und gab ihnen mit dem lakonischen Worte „Lest!“ den Brief der Oberpräsidentin. Sie durchflogen ihn gleichzeitig, mit ebensoviel Spannung wie ich.

„Nun,“ sagte Anna dann und ließ das Briefchen sinken, „wenn die Frau keine Flügel hat, ist es wirklich ein Versehen der Natur — die hat ihren Beruf als Engel verfehlt!“

„Ja, das sage ich auch!“ pflichtete ich aus

vollem Herzen bei. „Aber was machen wir nun? Soll man als Dank noch einmal lügen? Das kann ich nicht! Wir kommen aus der Geschichte nie mehr heraus — es ist zum Verzweifeln!“

Wir sahen uns alle drei stumm und nachdenklich an, endlich brach Anna das Schweigen.

„Ach was!“ rief sie entschlossen, „sprich in Bedrängnis nicht von Verhängnis — ein Alexander haut's auseinander! Wir machen der Sache ein Ende, sonst haben wir nie Ruhe, Lisa — du und ich fahren zum zweitenmal zur Oberpräsidentin, aber diesmal mit der ganz bestimmten Absicht, daß ‚Excellenz bitten lassen‘ — und beichten ihr demeh- und reumütig unsern Pagenstreich von Anfang bis zu Ende — das ist der einzige Ausweg!“

Rudolf sah etwas besorgt aus, ihm steckte noch der „Vorgesetzte“ in den Gliedern!

„Nun, Rudolf,“ fragte ich zaghaft, „sollen wir?“

Da blickte er auf, sah uns beide an und lachte. „Meinetwegen,“ sagte er, „aber macht's ganz einfach und natürlich — sie wird ja nicht so sein! Excellenzen sind auch einmal jung gewesen!“

Und so geschah es. Nachdem wir auf der Hinfahrt ungefähr in zehnfacher Steigerung die Em-

pfindungen durchgemacht hatten, die man im Vorzimmer des Zahnarztes im Besitz eines rettungslos verlorenen Backenzahns verlebt, ging die Sache schließlich sehr gut — viel besser, als wir es verdient hatten.

Die Oberpräsidentin war zu gutherzig und zu vornehm, um mit unserer sichtlichen tödlichen Verlegenheit nicht Mitleid zu haben — sie nahm uns das Bekenntnis auf halbem Wege ab. Wir plauderten schließlich eine ganze Weile mit ihr von allen Wohlthätigkeitsbestrebungen der Stadt, deren eifrige und thätige Vorsteherin sie war, und trennten uns von ihr mit dem Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit für eine Schonung und Nachsicht, die um so hübscher war, je weniger wir sie erwarten durften.

Auf der Rückkehr rechneten wir uns freilich aus, daß jede von uns Mitglied von ungefähr sechs Vereinen geworden war, aber das Lehrgeld zahlten wir gern!

Moralischerweise hätten unsere Männer uns nun wirklich nicht auf den Ball gehen lassen dürfen, aber vernünftigerweise thaten sie's, wir amüsierten uns prächtig dort und tanzten bis in die tiefe Nacht. Und als eine unserer guten Bekannten,

welche das etwas bedeutungsvoll lächelnde Gesicht der Excellenz bei unserer Begrüßung bemerkt hatte, ganz ehrfurchtsvoll fragte: „Die Oberpräsidentin war ja sehr huldvoll gegen Sie!“, da erwiderte meine Schwägerin mit großer Würde: „Wir haben Beziehungen von früher her!“

„Aha!“ sagte die Dame.

Von Taufe zu Taufe.

Eine Geschichte in Korrespondenzkarten.



Frau Baumeister
Martha Selten an ihre
Schwester Frau Hauptmann
Alice Rohr.

Breitstadt, 5. Mai 18 . .

Liebe Alice, gestern ist die Taufe unseres Jungen glücklich vollzogen worden! Es war ein reizender, vergnügter Tag, alles klappte! Mein rosa Kleid saß brillant! Der Junge sah süß aus — rosa Unterkleidchen, weiß Oberkleidchen —! Den

einzigen Schatten, der auf das frohe Fest fiel, warf die Mayonnaise, die in gewohnter Niederträchtigkeit nicht steif geworden war! Schreibe mir doch umgehend, ob du etwa nur rohe Eier zum Anrühren nimmst, ich hatte ein hart gekochtes dabei! Sonst alles vorzüglich, nur eine Stimme darüber! Der Onkel Stadtrat war wieder ganz er selbst — er hielt den Jungen doch über die Taufe, Max hatte darauf bestanden. Als er ihn uns wiedergab, und alles lauschte, was er sagen würde — und ohne Verblendung, der Junge sah süß aus — einfach süß! — da erhebt der Onkel die Stimme und sagt so recht aus tiefstem Herzen: „er sieht allerdings entsetzlich aus — so gräßlich hatte ich mir die Dinger nicht vorgestellt!“ Wie findest du das? Antworte, bitte, umgehend! Alles war starr! So ein alter Junggeselle müßte doch wirklich mit Feuer und Schwert ausgerottet werden! Toaste wurden ausgebracht — einzig! Brieflich mehr darüber! Tausend Grüße! Deine treue Schwester

Martha.

P. S. Der Junge heißt Paul! Bald hätte ich's zu schreiben vergessen!

Frau Martha Selten an ihre Schwester Frau Alice Rohr.

Breitstadt, 30. Juli 18 . .

Liebe Alice, wie warm nimmst du das Badewasser für deinen Alfred? Tante Laura rät zu 28 Grad, und Tante Emilie zu 26! Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen! Bist du für Haferschleim als Zusatz zur Milch? Tante Auguste hat ihren Fritz, der allerdings noch jetzt als Sekundaner prächtig aussieht, mit Haferschleim aufgezogen! Die Tanten waren gestern alle hier, um Paulchen zu sehen, und waren ganz außer sich vor Entzücken über ihn, es wäre wirklich ein ungewöhnlich hübsches Kind! Ich bin recht froh, daß sie es auch finden, ich denke immer, ich bin durch mütterliche Liebe verblendet! Max behauptet, er wäre nicht anders, wie alle andern Kinder in dem Alter, was ich einfach empörend finde! Tante Laura meint, er sähe mir sprechend ähnlich, während Tante Emilie schwört, er habe Maxens Stirn und Nase. Max sagt, er sähe aus, wie ein Borsdorfer Äpfelchen vom vorigen Weihnachten! Väter haben eben doch nicht so ganz das Verständnis für Kinder — sehr eigentümlich, aber es ist so! Hast du deinen Alfred gewickelt?

Man soll jetzt davon abkommen! Paulchen wiegt 9 Pfund 211 Gramm, das soll viel sein! Ich habe ihm rote Bändchen um die Handgelenke gemacht; ich bin zwar absolut nicht abergläubisch, aber er wird so viel wegen seiner Schönheit und Größe „berufen“, daß ich es doch für besser halte, nichts zu versäumen. Es soll sehr gut dagegen sein! Hast du Zahnsäckchen? Oder kannst du mir welche besorgen? Deine treue Schwester

Martha.

P. S. Hast du auch gehört, daß man Kinder vor Ablauf des ersten Jahres nicht in den Spiegel sehen lassen soll? Ich glaube ja an so etwas absolut nicht, möchte es aber doch wissen! —

5 Jahre später.

Frau Martha Selten an ihre Cousine, Frau von Berg in Marienstadt.

Breitstadt, 10. Januar 18 . .

Liebe Cousine. Zur Ankunft eures Töchterchens in Eile die allerherzlichsten Glückwünsche! Möge es sich so gut entwickeln wie dein Patchen, unser Paul, das ist das beste, was ich der Kleinen

und euch wünschen kann! Hoffentlich schreibst du bald selbst Näheres. — Unser Junge ist wirklich ein Prachtkerl, wie wir heut wieder erprobten! Er war ja von jeher so kouragiert — du entsinnst dich doch noch der Geschichte aus seinem zweiten Jahr, wie er seinen Löffel nach der Maus warf, die auf sein Tischchen gekrochen war? So ist er noch heute! Ich kam vorhin dazu, wie unser alter Karo, dessen du dich noch aus unserer eigenen Kindheit erinnerst, der Kleinen unseres Nachbars, die viel größer und älter ist als Paul, den Kuchen wegschnappen wollte! Da packt Paulchen den Hund mit größter Seelenruhe am Halsband und reißt ihn zurück. Mein Mann sogar, der den Jungen nicht immer so ganz anerkennt, sagte: „Ein schneidiger Bengel!“ — Jetzt kommt bald die Schulfrage — sei froh, daß du die noch nicht hast! — Bleibst du noch bei deiner Absicht, die Kleine Eva zu nennen? Ich finde den Namen allerliebst! Das gäbe mal eine Frau für Paul! Nun, kommt Zeit, kommt Rat!
Deine treue Cousine

Martha.

10 Jahre später.

Baumeister Selten an seinen Schwager Major Rohr.

Breitstadt, 4. Oktober 18 . .

Lieber Schwager. Zeitmangel, daher Karte: Das Progymnasium in eurer neuen Garnison ist sehr gut, ich habe mich genau erkundigt, es wird, auch der Lokalitäten halber, mehr empfohlen, als die Karlsschule! — Uns geht es gut. Paul ist Ostern nach Obersekunda gekommen, er macht sich ganz nett. Hat schon einen Schatten auf der Oberlippe, das mahnt uns daran, daß wir ins alte Register kommen! Nun einmal muß es doch geschehen, da fügt man sich mit Anstand ins Unvermeidliche! Der Junge hat etwas Anlage zum Schwerenöter, trägt seiner Tanzstundenflamme die Schulmappe und geleitet sie mit dem Regenschirm. Schließlich kommt sein Direktor noch in die Lage von Jenem, den die Mutter einer von einem Sekundaner angeschwärmten Tochter fragte: „ich habe ja gar nichts gegen den jungen Menschen — aber wie steht sich denn so ein Sekundaner bei ihnen?" Vorläufig „steht" sich meiner auf intensiven Verbrauch von Taschengeld — wie ich mich dabei später „stehen" werde, bleibt abzuwarten! Gruß von meiner Frau

an die Deine! Laßt's euch in der neuen Garnison gut gehen! Dein Schwager

Max Selten.

5 Jahre später.

Paul Selten, Corpsstudent, an seine Tante, Frau von Berg in Marienstadt.

Berlin, 12. Februar 18 . .

Meine gnädigste Tante. Mit der mir eigenen Bereitwilligkeit, die Wünsche liebenswürdiger Damen zu erfüllen, habe ich Ihre Kommission ausgeführt und das Päckchen nebst einem vetterlichen Blumengruß in das Pensionat der Madame Beaulieu getragen. Am Sprechgitter erschien leider eine Lehrerin, ein fetter Cerberus von etwa 60 Jahren, die ich, um ihre Neigung zu gewinnen, für den jüngsten Zögling der Anstalt zu halten vorgab. In dem Fettkloß wohnte aber kein Herz, er lächelte, entriß mir das Päckchen und watschelte in die Ringmauern des Dornröschenschlosses zurück, indem er mir die Thüre vor der Nase zumachte. Untröstlich zog ich ab und habe seitdem die wenigen, freien Minuten, die mir die Treibjagd auf die Wissenschaft übrig läßt, dazu benutzt, dem Pensionat auf seinen

Spaziergängen aufzulauern. Dies war um so schwieriger, als die Vorsteherin, nach Herrnhutischen



Grundsätzen erzogen, in dem Rufe steht, sowie sie einen jungen Mann auf 100 Schritt Entfernung sieht, ihren Zöglingen zuzurufen: „retournez! es kommt ein lediger Bruder!“, worauf die ganze

Lämmerschar — pardon für das harte Wort! — Kehrt machen muß. Aber gestern habe ich sie alle gesehen, habe mit der nie trügenden Stimme der Natur meine schöne Verwandte herausgefunden, habe einem Basiliskenblick aus der Lorgnette der Vorsteherin mit Löwenkühnheit getrotzt und habe meiner reizenden Cousine laut und vernehmlich „guten Tag, Fräulein Eva!" zugerufen. Ich hoffe, Sie, gnädigste Tante, erwarten aber von mir kein Urteil über Ihr Fräulein Tochter! Es giebt Dinge im menschlichen Leben, vor denen jedes Wort verstummt, außer dem einen — baff! Ich war „baff" und bin es seitdem unausgesetzt geblieben. Eine solche Cousine ist ja wert, gelebt zu haben! Womit ich bin

Ihr gehorsamster Neffe

Paul Selten, stud. jur.

5 Jahre später.

Eva von Berg an ihre Mutter.

Berlin, 24. April 18 . .

Liebe, gute Mama, zu einem Briefe habe ich nicht Zeit — du weißt ja, wie unruhig Rohrs leben! Ich will dir nur schnell berichten, daß ich

gestern den Kaiser gesehen habe! Die Truppen kamen vom Manöver, und der Kaiser ritt voraus. Es war entzückend — ein erhebender Moment! Anna und Elsa Rohr, Klärchen Sanden und ich standen an einem Fenster und haben uns fast die Hände abgewinkt! Paul Selten in der hübschen Uniform als Reserveoffizier zog mit ein — sah zu Pferd vorzüglich aus! Die Musik spielte: „Heil dir im Siegerkranz!" Paul ritt einen sehr hübschen Braunen. Ich sage dir, uns allen standen die Thränen in den Augen! Paul aß dann bei uns, und wir fuhren noch eine Stunde in den Tiergarten. Berlin ist himmlisch, ich amüsiere mich fabelhaft, und es wird mir furchtbar schwer, an das Ende dieser entzückenden Zeit zu denken, so sehr ich mich auf zu Hause freue. Paul wird morgen wieder entlassen nach seiner Übung. Der Doktor Schmalhausen, den ihr an Tante Alice empfohlen habt, war schon mehrfach des Abends hier, er ist sehr salbungsvoll, als wenn er schon in der Wiege in Öl gekocht worden wäre. Das hat übrigens Paul gesagt — ich lehne jede Verantwortung ab. Übermorgen sind wir zu einem Tanzfest bei Sandens geladen, Dr. Schmalhausen hat

mich dummer Weise zu Tisch engagiert, und Paul 5 Minuten später. Ich bin wütend! Paul wird sich wohl an die andere Seite setzen; man muß das Beste hoffen! Ich trage diese Karte selbst in den Kasten, sonst liest sie das ganze Küchenpersonal! Adieu, Herzensmamachen, es ist zu schön hier!

Deine treue Tochter
Eva.

Reg.-Assessor Paul Selten an seine Cousine Eva von Berg.

Berlin, 3. Mai 18 . .

Meine verehrte, gnädigste Cousine. Als ich gestern das Glück hatte, Ihnen unter den Linden zu begegnen, und das Pech, die Hand eine Sekunde später als der Amtsrichter Rothe nach Ihrem heruntergefallenen Fächer auszustrecken, glaubte ich aus Ihrem so sehr erfreuten „ach, danke tausendmal!" an jenen Herrn, schließen zu müssen, daß es Ihnen besonders erfreulich war, ihm und nicht mir diesen Dank abstatten zu müssen! Im Verein mit mehreren andern Symptomen der letzten Zeit habe ich daraus schließen zu sollen geglaubt, daß ich Ihre Gunst verscherzt habe, ich weiß also nicht, ob ich mich vor

Ihrer, wie ich höre, auf übermorgen festgesetzten Abreise, noch persönlich bei Ihnen verabschieden darf! Würden Sie für den Fall, daß Ihnen mein Besuch genehm wäre, mir dies mit 2—3 Worten mitteilen? Sonst habe ich die Ehre, Ihnen in tiefster Ergebenheit hierdurch Lebewohl zu sagen, und Ihnen eine recht glückliche Reise und gesunde Heimkehr zu wünschen.

In bekannter Verehrung Ihr gehorsamer Vetter

Paul Selten.

Eva von Berg an ihren Vetter Paul Selten.

Berlin, 4. Mai 18 . .

Mein lieber Vetter. Sie sind nicht recht gescheit!

Eva.

Eva von Berg an ihre Cousine Elsa Rohr.

Marienstadt, 15. Juni 18 . .

Liebste Elsa, sei nicht böse, daß ich außer der Ankündigung meiner glücklichen Heimkehr noch nicht schrieb — ich hatte keine Zeit. Auch heute nur wenig Zeilen — ich stecke die Karte ins Couvert,

damit sie niemand liest! Also — schwöre Diskretion! Schmalhausen war hier, und trotz meiner spottschlechten Behandlung — sage selbst, ob ich ihn nicht unter der Kritik behandelte! — benutzte er einen ungestörten Moment, um mir seine semmelblonden Gefühle zu Füßen zu legen. Er hatte sich extra schön glatt gekämmt, die Haare so recht à la Biedermann frisiert und drehte seinen funkelnagelneuen Cylinder wie eine Kaffeemühle. Schändlich von mir, aber ich mußte die ganze



Zeit hinter dem Fächer lachen — er ist zu komisch! Mit einem zierlichen, wohlvergoldeten Körbchen zog er ab, und unserem heiligen Versprechen getreu, uns unsere ersten Körbe mitzuteilen, schreibe ich es dir schleunigst. Mama war sehr böse, daß ich lachte — aber warum ist er ein so tolles Naturprodukt. Lebt Paul noch???? Er hat noch nicht ein einziges Mal an uns geschrieben, seit ich fort bin! Wenn er nach mir frägt, so sage nur, ich hätte nie nach ihm gefragt, und ihn überhaupt nie leiden mögen! Ach das Leben ist doch recht trübselig!! Manchmal denke ich, ich kann mich über nichts mehr freuen! — Adieu, ich habe einen entzückenden, neuen Hut bekommen, ganz groß, mit einem Mohnkranz. Ich bin selig darüber! Höchst kleidsam!

Deine Eva.

Reg.-Assessor Paul Selten an seine Tante Frau von Berg in Marienstadt.

Berlin, 20. Juni 18 . .

Darf ich hoffen, nicht zu stören, wenn ich Ende dieser Woche auf zwei Urlaubstage bei Ihnen, meine gnädigste Tante, vorspreche?

In unwandelbarer Verehrung meiner gnädigsten Tante gehorsamst ergebener

Paul Selten, Reg.-Assessor.

Emmy von Berg, 9 Jahr, an ihre Cousine Klärchen Rohr, 10 Jahr.

Marienstadt, 26. Juni 18 . .

Liebes Klärchen. Wie geht es dir? Mir geht es gut! Gestern hat sich Paul Selten mit meiner Schwester Eva verlobt. Ich hatte mich unter den Tisch gesetzt und sah Bilder an, und da habe ich alles mit angehört. Ich kroch dann vor, und sie waren gut erschrocken! Zur Strafe muß ich dir schreiben, daß sie sich verlobt haben, und daß ich sehr unartig war. Es gab abends Bowle und Torte, und ich sollte nichts haben, aber da bat Paul für mich, und da hat es die Mama erlaubt. Ich bin jetzt in der fünften Klasse. Wo bist du? Grüße alle.

Deine Emmy.

Depeschen zur Hochzeit des Reg.-Assessor Selten mit Frl. Eva von Berg in Marienstadt.

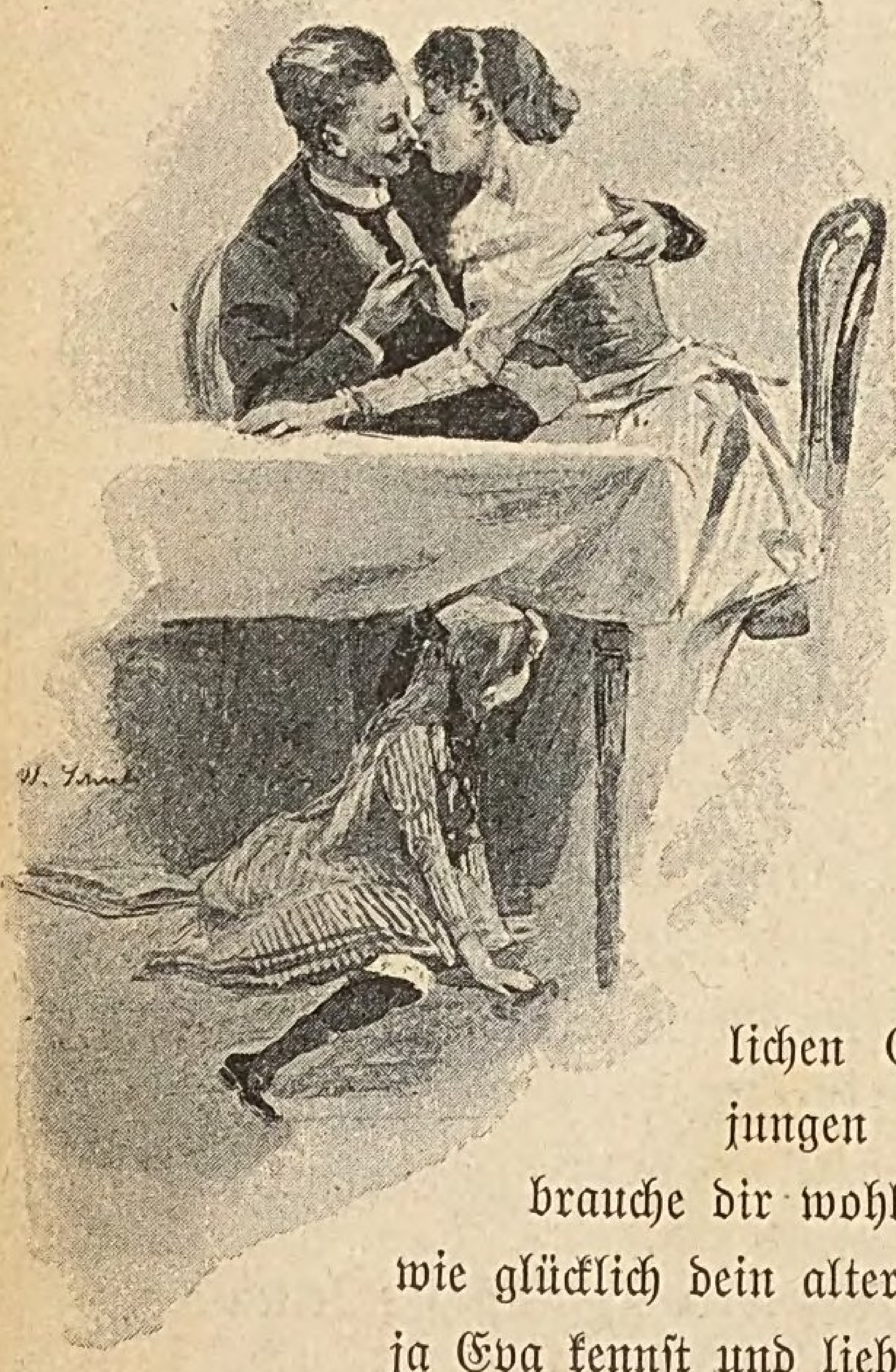
Wir wünschen Glück mit frohem Sinn,
Assessor und Assessorin!

Onkel und Tante Rohr.

Mille félicitations à ma chère élève!

Madame Beaulieu.

Jetzt sagten sie schon Ja!
Drum rufen wir Hurra!
Ein Trifolium von Kollegen.



Reg.-Assessor Paul Selten an seine Mutter.

Tarbach, August 18 . .

Liebes Mütterchen, einen herzlichen Gruß aus unserer jungen Wirtschaft! Ich brauche dir wohl nicht erst zu sagen, wie glücklich dein alter Junge ist, da du ja Eva kennst und lieb hast! Heut, liebes Mütterchen, komme ich mit ganz etwas Prosaischem; schicke mir doch — aber ganz diskret! — ein paar von deinen erprobten Kochrezepten! Meine kleine

Frau — wirklich ein Engel in jeder Beziehung! — hat mir gestern das erste selbstgekochte Mittagessen vorgesetzt. Und was das Arrangement der Tafel, die allerliebsten Porzellansachen, die wir eurer Güte verdanken, ebenso der herrliche Wein! — also was dies alles betraf — einfach tadellos! Was auf den Schüsseln war — wenn ein junger Ehemann sich erlauben darf, eine solche Bemerkung zu machen, entbehrte aber in mancher Hinsicht des unumgänglichen Wohlgeschmackes, hatte zu viel oder zu wenig Salz, auch war manches in Betreff der Zeit des Kochens etwas zu kurz oder zu lang gekommen! Kurz, du verstehst mich! Ein paar von deinen herrlichen Rezepten — vielleicht auch zum Königsberger Klops! Und — Eva hört es ja nicht! — so wie bei dir, schmeckts doch nirgends auf der Welt, nicht wahr, Mütterchen?

Dein alter Junge.

Eva Selten, geb. von Berg an ihre Mutter.

Tarbach, März 18 . .

Liebe Mama. In Eile! Eine sehr diskrete Kommission! Mein guter Mann, immer darauf bedacht, mir Freude zu bereiten, hat mir gestern

einen Hut geschenkt. Alles versteht Paul vorzüglich — aber von Toilette hat er keine Ahnung! Er weiß zum Glück auch entschieden heute nicht mehr, wie der Hut aussieht. Ich schicke ihn dir unter dem Vorwande einer Änderung, gehe doch mit dem kleinen Ungetüm zur Fossard, sie soll ihn dir umtauschen. Du kennst meinen Geschmack! Aber nicht wahr, daß Paul nie davon erfährt, es könnte ihn kränken, und das möchte ich um die ganze Welt nicht! Wir haben ja in dem ganzen, nun bald verflossenen ersten Ehejahr noch kein böses Wort gewechselt, und so soll es bleiben — nicht wahr, Mamachen? Tausendmal adieu — also nicht wahr, du besorgst mir das? Hoffentlich bald auf Wiedersehen! Deine treue Tochter

Eva.

Reg.=Assessor Paul Selten an seine Eltern.

Tarbach, 1. Oktober 18 . .

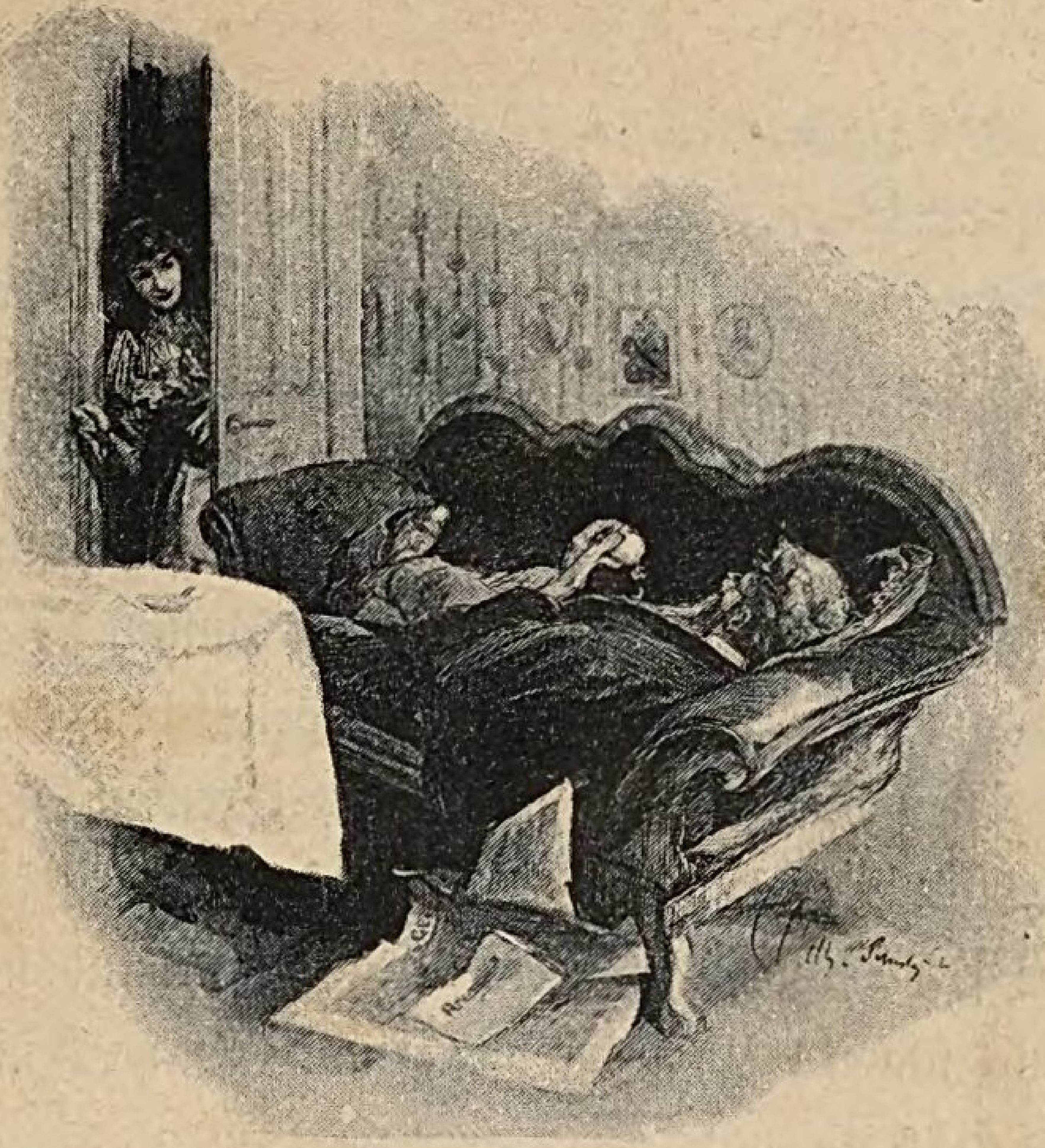
Geliebte Eltern, also morgen mit dem Zuge 12 Uhr 30, darf ich euch, verehrte, neugebackene Großeltern, von der Bahn holen und zum feierlichen Taufschmause führen! Wir freuen uns unbeschreiblich, euch den Jungen zu zeigen; ich bin kein

verblendeter Vater, aber mir scheint — und Eva und die Schwiegermutter stimmen mir bei — daß er ein ungewöhnlich hübsches Kind ist! Nun, ihr werdet ja sehn! — Lieber Vater, bringe doch das Rezept zu der vorzüglichen Bowle mit, ohne die ich mir kein Familienfest denken kann, aber du mußt sie machen — so gut schmeckt sie sonst doch nicht! Du hast es so schön ausprobiert — uns wird sie immer zu süß! Auf das Wiedersehen, liebe, gute Eltern, freuen sich unbeschreiblich

eure dankbaren Kinder

Paul und Eva, und deren Sohn.

Logierbesuch zum Künstlerfest.



Der Rechnungsrat Willmer lag auf seinem Sofa und schlief. Er gehörte zu den Leuten, die ihre Nachmittagsruhe unbedingt heilig halten, und jeden mit giftigem Haß betrachten, der mit oder ohne Vorwand diese Weihestunde unterbricht. Im ganzen respektierte die Gattin denn auch diese Eigentümlichkeit des Hausherrn und scheuchte mit einem moralischen Fliegenwedel jede Unterbrechung von der Thür des Herrenzimmers, welches von 3—5

den Wahlspruch trug: „Gefährlich ist's, den Leu zu wecken!“ Heut aber mußten wohl ungewöhnliche Gründe oder Ereignisse vorliegen, welche Frau Klara veranlaßten, die Thür stürmisch aufzureißen, und ihren tief und sanft schlummernden Gatten mit der lauten, fröhlichen Frage zu wecken: „Gustav, weißt du was?“ „Nein!“ murrte Gustav zornig und wendete sich nach der andern Seite, in der entschiedenen Absicht, sich auch nicht belehren zu lassen. „Lieschen hat eben depeschiert,“ fuhr Klara fort, ohne sich entmutigen zu lassen, „sie kommt heut abend um 11 Uhr 50 Minuten. Ist das nicht reizend?“

„Reizend!“ sagte der Rechnungsrat trocken und richtete sich halb auf, „um 11 Uhr 50? Und jetzt“ fügte er mit einem ärgerlichen Blick auf die Uhr hinzu, „jetzt haben wir 3 Uhr 20 — da hätte die interessante Neuigkeit genau noch 8 Stunden Zeit gehabt!“

„Weißt du, weshalb sie kommt?“ fragte Frau Klara mit einem gewissen Zögern. Der Hausherr richtete sich ganz empor. „Wenn ich bloß begreifen könnte, wozu du mich so etwas fragst!“ sagte er bitter, „ich weiß nicht mal, daß Lieschen kommt

— du weckst mich aus dem Nachmittagsschlaf, um es mir zu erzählen — nun soll ich noch wissen, weshalb Lieschen kommt! Wenn du mich übrigens schon vorbereitest", fügte er ergeben hinzu, „dann wird es wohl etwas Entsetzliches sein! Sie soll jemand heiraten, oder sie will jemand nicht heiraten — oder sonst einen Unsinn!"

„Diesmal nicht," sagte Klara, „sie will morgen das Künstlerfest mitmachen! Was sagst du dazu?"

„Ich wünsche ihr von Herzen viel Vergnügen," erwiderte Gustav und griff nach der Genickrolle, um sich wieder hinzulegen.

„Sie soll doch nicht allein hingehen!" fuhr Klara mit erhöhter Stimme fort.

„Aha!" sagte Gustav eisig, „das ist des Pudels Kern! Na, immer zu, dann sieh nur, daß du noch Billets für uns bekommst, Klara — daß du den Besuch des Künstlerfestes durchsetzen würdest, war mir ja lange klar — ich war diesmal nur auf das „Wie" neugierig! Nun bitte ich aber dringend und herzlich" —

Der sprechende Blick, den der Hausherr bei diesen Worten nach der Thüre warf, veranlaßte seine Frau zu eiligem Rückzug, während Gustav

den Nachmittagsschlaf in zweiter verbesserter Auflage fortzusetzen sich anschickte.

Frau Klara entfernte sich höchst befriedigt, um das Zimmer für den erwarteten Gast, eine junge Cousine, in Stand zu setzen.

Ein Gastzimmer hatten Willmers nicht, aber trotzdem immer Gäste, die „auf eine Nacht“ — „auf ein paar Tage“, „auf ein paar Wochen“, behufs zahnärztlicher Beratung, zu Geburtstagen, Hochzeiten und Begräbnissen kamen und gingen, so daß das vielbesuchte Ehepaar sich schon manchmal wie Schillers Glocke vorkam, die an allen menschlichen Vorkommnissen in Freud und Leid im weitesten Kreise teilzunehmen gezwungen ist.

Da nun immer ein Unterkommen für all diese Zugvögel geschaffen werden mußte, so erlitt der Haushalt beständige Umwälzung. Heute aß man im Schlafzimmer, morgen schlief man im Eßzimmer, ja als sich die Besuche einmal häuften, war schon ein jugendlicher Gast in die Badewanne gebettet worden mit furchtbaren Drohungen, nicht etwa in der Nacht die Brause aufzudrehen, wozu er schon beim Schlafengehen lebhafte Neigung bezeigte.

Die Lagerstätte für das telegraphisch gemeldete

Lieschen wurde nun in der Kinderstube hergerichtet, und die Hausfrau stellte erfreut fest, daß außer drei Betten sogar noch ein Stuhl in dem Raume stehen konnte, was für ein Berliner Schlafzimmer eigentlich auf Raumverschwendung deutet.

Frau Willmer hätte diesesmal noch ganz andere Unannehmlichkeit über sich ergehen lassen, verdankte sie doch dem Besuch die endliche Erlaubnis das Künstlerfest besuchen zu dürfen, eine Angelegenheit, um die seit Wochen ein stiller, aber erbitterter Kampf mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln im rechnungsrätlichen Hause geführt worden war.

Das Künstlerfest bildete seit längerer Zeit den Mittelpunkt des Interesses für die ganze Stadt, und infolgedessen auch für die Familie Willmer. Die Zeitungen wußten täglich von Vorbereitungen und Zurüstungen für das weltbewegende Ereignis zu erzählen; bald der, bald jener Tag wurde als bestimmter Zeitpunkt festgesetzt, und Frau Klara empfing ihren Mann meist schon beim Morgenkaffee mit Bemerkungen über das „Künstlerfest.“

„Heut in 14 Tagen ist das Künstlerfest — das Künstlerfest ist verschoben — wenn wir noch Billets zum Künstlerfest besorgen wollen, wird es aber Zeit!“

bemerkte sie bei jeder möglichen oder unmöglichen Gelegenheit. Die großen Kinder kamen aufgeregt aus der Schule: „Ella Müller ist Genius beim Künstlerfest"; der zwölfjährige Karl erkundigte sich, warum er nicht mit aufs Künstlerfest genommen werde, was den Vater zu scharfen Ausfällen über die Sittenverderbnis der heutigen Schuljugend veranlaßte — ja selbst die kleine Paula lallte schon etwas vom Künstlerfest — kurz ein förmlicher Wahnsinn schien die ganze Familie in dieser Zeit ergriffen zu haben.

Nun war also die Sache entschieden, und die Hausfrau entsandte eiligst einen geflügelten Boten nach der Stadt, um für sich, ihren Mann und den Gast Eintrittskarten holen zu lassen, ehe es dem Hausherrn wieder leid wurde. Sie breitete dann diese teuer erkauften Zettel strahlend aus, als ihr Mann abends beim Thee erschien.

„Sieh doch einmal, Gustav," begann sie erfreut, „wie hübsch die Karten zum Künstlerfest sind", Gustav hielt sich beide Ohren zu.

„Thu mir jetzt wenigstens die eine Liebe und sprich nicht mehr vom Künstlerfest, bis wir morgen in der Droschke sitzen und hinfahren!" rief er zornig,

Die Stimmung des Hausherrn war ohnehin eine gereizte — der Abend drohte lang und ungemütlich zu werden! Da Lieschen um 11 Uhr 50 auf dem Schlesischen Bahnhof ankommen wollte, mußte der im Westen Berlins lebende Gastfreund notgedrungen schon um 10½ Uhr herzzerreißenden Abschied von den Seinigen nehmen und konnte sicher sein, vor 1 Uhr nachts die häusliche Freistatt nicht wieder zu erreichen. Infolge dieser Aussicht ging er bereits wie ein geknicktes Rohr umher und machte sich endlich auf den Weg, indem er sich und die Seinen ärgerlich fragte, ob man denn nicht zu einer vernünftigen Stunde ankommen könnte, statt sich und andern Leuten die Nachtruhe zu stören!

Die Hausfrau brachte indes die Kinder zu Bett, die zuerst leidenschaftliche Wünsche hegten, die Cousine bis 1 Uhr nachts zu erwarten, ein unbilliges Verlangen, das in seine gebührenden Schranken zurückgewiesen wurde.

Nachdem also die Jugend des Hauses sich wohlthuender Weise entfernt hatte, setzte sich die Hausfrau „zum Warten" zurecht.

Die Zeit, über deren schnelles Vergehen so viel geklagt wird, schien diesen Abend einmal gut machen

zu wollen, was sie oft verbrach, und kroch im Schneckenschritt dahin. Klara fühlte eine bleierne Müdigkeit und sank endlich ins Sofa zurück, um dem Besuch entgegen zu schlummern.

Ein lebhaftes Stimmengewirr im Hausflur ließ sie emporfahren — da waren die Erwarteten ja schon! Ein Blick auf die Uhr belehrte Frau Willmer, daß ihr Schlaf mehrere Stunden gewährt habe, und die Nacht schon weit vorgerückt sei. Sie rieb sich die Augen und stand auf, um mit gastlichem Lächeln das eben angekommene Lieschen zu begrüßen.

Die Thür öffnete sich, und in derselben standen zum namenlosen Schrecken der Hausfrau statt der erwarteten zwei Personen drei; Lieschen, die sich eben von Hut und Mantel befreite, ihre Mutter, die als Überraschung mitgekommen war — und im Hintergrunde der Hausherr, der mit zornig-spöttischer Miene bald seine Frau, bald seine Gäste ansah.

Gegen Lieschens Mutter, die Majorin Althaus, hatte der Rechnungsrat einen entschiedenen Widerwillen; er behauptete hartnäckig, daß das niedliche Lieschen nie einen Mann bekommen würde, weil jeder mit derartigen Absichten umgehende Jüngling

durch die Aussicht auf die Schwiegermutter rettungslos zurückgeschreckt werden müßte.

Es muß hier zugegeben werden, daß diese Anschauung nicht ganz ungerechtfertigt war. Die Majorin gehörte zu der weit verbreiteten Klasse unliebenswürdiger Egoisten, welche glauben, die ganze Welt sei nur ihretwegen da, und welche ihrem lieben Ich blind und rücksichtslos alles dienstbar machen möchten.

In diesem Gefühl hatte sie auch jetzt den Überfall bei ihren Verwandten geplant und entworfen und sich mit Absicht nicht angemeldet.

„Dann paßt es ihnen womöglich nicht!" sagte sie mit größter Unbefangenheit zu ihrem Manne, „und das sehe ich nicht ein — mir paßt es!"

Der Major, der entzückt war, der eisernen Herrschaft seiner Gattin auf ein paar Tage zu entschlüpfen, gab eilig und erfreut seine Zustimmung, und so erlitt das Haus des Rechnungsrats einen nächtlichen Überfall, dessen Folgen unberechenbar für die häusliche Gemütlichkeit waren!

Die Majorin beachtete mit schöner Seelenruhe die verstörten und ängstlichen Mienen ihrer Wirte nicht weiter und that nach den ersten fünf Minuten,

als wenn sie dringend eingeladen worden wäre, worauf sie auf den nächstliegenden Gegenstand „das Künstlerfest“ einging, welches auch sie nach Berlin gelenkt hatte.

„Ja, liebe Tante,“ sagte der Rechnungsrat kopfschüttelnd, „ob wir aber so kurz vor Thoresschluß noch ein Billet für Sie bekommen können, ist mir sehr zweifelhaft!“

„Ach freilich — Sie müssen sich nur etwas Mühe geben!“ beruhigte die Tante. „Übrigens,“ setzte sie kaltblütig hinzu, „im schlimmsten Fall gehe ich auf Klaras Billet — ihr Großstädter habt so oft dergleichen auserlesene Genüsse, daß ihr schon uns zulieb mal verzichten könnt! Nicht wahr, Klärchen?“ Klara lächelte etwas schwach zu diesem menschenfreundlichen Vorschlag, besann sich aber auf einen andern Ausweg, da eine ihr bekannte Familie im letzten Moment durch Krankheit am Besuch des Festes verhindert war und gewiß mit Freuden ihre Karte los werden würde. Während hierüber hin und her gesprochen wurde, flog im Kopfe der Hausfrau der Gedanke: „Wo wird die Tante schlafen?“ wie ein aufgescheuchter Vogel hin und her. Jeden Versuch Klaras, aufzustehen und

büßen müssen. Mitten in der Nacht aber wachte man unter entsetzlichem Schreck wieder auf.

Ein donnerndes Klopfen an der Schlafstubenthür, von schluchzenden, thränenerstickten Worten begleitet, ließ sich vernehmen.

Die Rechnungsrätin flog eilig in die Kleider und öffnete die Thür. Da stand Lieschen, in der Toilette der Lady Macbeth, zitternd und weinend. „Über meiner Stube wird jemand umgebracht," stieß sie hervor.

„Dummheiten!" rief der Hausherr gefühllos aus seinem Zimmer heraus, während seine Frau sich anschickte, das angsterfüllte Lieschen zu begleiten. „Klara, du wirst sehen, sie hat sich irgend etwas eingebildet — wo wird denn heut noch jemand umgebracht werden!"

Die Logik dieses Gegengrundes schien aber doch anfechtbar, und die Damen eilten nach Lieschens Schlafgemach, wo allerdings ein entsetzliches Schreien und Stöhnen in immer kürzeren Pausen sich bemerkbar machte.

„Gustav!" rief Klara jetzt ebenfalls ganz erregt, „Gustav, zieh dich schnell an und komm, da oben gehen schreckliche Dinge vor!"

Gustav stöhnte tief und schlüpfte in den Schlafrock. Nachdem er sich eigenöhrig von dem Geschrei überzeugt hatte, ergriff er einen alten Landwehrsäbel, einen eichenen Stiefelknecht und eine Petroleumlampe, welche letztere von den drei Waffen entschieden die gefährlichste war, wenn sie auf dem Haupte des Mörders explodierte, und stieg widerwillig nach der oberen Etage mit Gefühlen der Wut, die viel mehr seinem gestörten Schlaf, als dem mutmaßlich begangenen Verbrechen galten.

Die Majorin war auch erwacht und hatte, ihrer selbstlosen Natur treu, sofort ihre Thüre von innen verriegelt, damit, wenn draußen jemand in Gefahr geriet, sie für jeden Fall gesichert sei. Als sie hörte, daß das Schreckliche sich in einem andern Stockwerk ereigne, war sie sehr böse auf ihre Tochter, die sie deswegen geweckt habe, und schlief sofort wieder ein, mit dem strengen Befehl, sie unter keinen Umständen von den Ergebnissen der angestellten Nachforschungen zu unterrichten, „das hat morgen auch noch Zeit!“ setzte sie liebevoll hinzu.

Indessen saßen Klara und Lieschen zitternd und bebend beisammen und warteten auf die Heimkehr des zur Rettung ausgesandten Gustav.

Da ging die Flurthür. Gustav erschien, mit sichtlich ungebrauchten Waffen, heil und unverletzt, aber in so wortloser Empörung, daß er anfangs pantomimisch jede Auskunft verweigerte. Durch das Drängen der aufs äußerste gespannten Damen und mehr noch durch das lebhafteste Verlangen nach Ruhe bewogen, teilte er endlich, kochend vor Ärger, mit, daß Herr Pausemann, ein sehr kränklicher, zimperlicher, kleiner Herr im dritten Stock, vom Magenkrampf befallen gewesen und deshalb so mörderlich geschrieen habe.

„Das kann auch nur mir passieren!“ fügte der Hausherr giftig hinzu, als er abermals das Licht löschte, um schlafen zu gehen, „daß ich erst deine unausstehliche Tante um 12 Uhr vom Schlesischen Bahnhofe holen und dann um 3 Uhr eine Treppe steigen muß, um zu hören, daß Herr Pausemann Magenkrampf hat!“

Klara schwieg wohlweislich, und bald trat Stille und Ruhe ein, deren man allerseits so bedürftig war.

Der nächste Morgen stieg grau und kühl über Berlin empor, die Gestirne schienen dem Künstlerfeste nicht hold zu sein! In aller Frühe „mit den

Semmeln" war das Billet für die Majorin herbeigeschafft worden. Man fand sich allseitig matt und müde am Frühstückstisch zusammen, und keiner wollte das Wetter bemerken, um es nicht durch unvorsichtige Äußerungen zum Schlimmerwerden zu reizen.

Die Kinder zogen eben in die Schule ab, aber Karl kam schnell die Treppe wieder herauf. „Mama, wir müssen Schirme haben — es regnet!"

„Nun, das ist ja recht hübsch!" sagte die Majorin vorwurfsvoll, „da wird man nun zum Künstlerfest „hergesprengt", und dann regnet es!"

„Es wird nur ein Gewitterregen sein," entschuldigte Klara, die sich angesichts dieser Auffassung ihres Gastes für das Berliner Wetter haftbar fühlte.

„Was macht man da mit seinem Anzug?" fuhr die Majorin fort, „Lieschens hellblaues Kleid verträgt keinen Regen! Lieschen, hole es mal!" wandte sie sich befehlend an ihre Tochter, die sofort verschwand und mit einem himmelfarbigen Gewand wieder erschien.

„Ist es nicht allerliebst?" fügte sie hinzu und breitete den Staat vor den Augen ihrer Wirte aus,

sich um diese Angelegenheit zu bekümmern, unterdrückte die Tante, indem sie die geängstigte Rechnungsrätin mit eiserner Hand festhielt.

„Du bleibst sitzen — ich leide es nicht, daß du dir meinetwegen Umstände machst!“ bis Klara förmlich Gewalt anwenden mußte, um zu entschlüpfen; sie löste die Schlafstubenfrage so, daß sie ohne Wissen ihres Mannes in dessen am entferntesten Ende der Wohnung gelegenen Studierstube auf seine heilig gehaltene Chaiselongue ein Bett für Lieschen aufschlug und die Tante im Kinderzimmer unterbrachte. Ein Trost blieb noch; wenn morgen das Künstlerfest vorüber war, reiste die Tante sofort wieder ab, wie sie eifrig versicherte.

Die Majorin, welche noch nicht müde war, übersah infolgedessen so lange die bleichen, abgespannten Mienen der besuchten Familie, bis der Rechnungsrat allen Regeln der Höflichkeit entsagte und sich mit einem herzhaften und hörbaren Gähnen für unfähig erklärte, länger aufzubleiben. Da endlich erhoben sich die Gäste, verweilten nach dem alten Wort: „Wenn Frauen auseinander gehn, so bleiben sie noch lange stehn“, an der Thür noch 10 Minuten zur letzten und allerletzten Unterhaltung und

begaben sich endlich in ihre verschiedenen Behausungen.

Bald war man denn allseitig zum Schlafengehen bereit. Nur Lieschen, die infolge ihrer Erziehung durch die tyrannische Mutter sehr furchtsamer Natur war, verlängerte die Zeit des Zubettgehens



noch beträchtlich, indem sie mit dem Licht unter alle Möbel und in den Kleiderschrank leuchtete und sich endlich nur durch die Versicherung einigermaßen beruhigen ließ, daß den ganzen Nachmittag jemand auf derselben Chaiselongue gelegen hätte, der sie sich jetzt anvertrauen sollte. Fast entseelt vor Abspannung begab sich das Ehepaar Willmer endlich zur Ruhe; zum Glück war der Hausherr sogar zum Schelten zu müde, sonst hätte seine Frau die gänzlich unverschuldete Tante am Ende noch mit Vorwürfen

Widerwärtigkeit peinlich und suchte sie möglich zu mildern, indem sie der tobenden Mama immer wieder gut zuredete und versicherte, das Wetter würde sich gewiß aufklären! Die Majorin blieb aber gereizt und that, als wenn das ganze Künstlerfest ihretwegen veranstaltet und ihretwegen verregnet wäre.

Der Nachmittag brachte eine augenblickliche Pause in den Regengüssen, aber die Kühle war empfindlich, und der Rechnungsrat wagte im Hinblick auf die Witterung einen letzten Sturm auf das blaue Kleid — jedoch vergeblich!

Um vier Uhr wurden denn die üblichen Vorkehrungen für eine längere Abwesenheit getroffen, die in Berlin bei jedem Ausflug unvermeidlich sind, den Kindern Artigkeit und Mäßigkeit eingeschärft, ihre Thränen über den einsamen Nachmittag und Abend getrocknet, und dann wanderte man mit etwas herabgestimmten Gefühlen nach der Pferdebahn. Lieschens himmelblaues Kleid konnte bei der herrschenden Temperatur für „blau gefroren" gelten, und das arme Opfer der Eleganz hielt sich nur mühsam vom Zähneklappern zurück.

Die Pferdebahn war trotz des festlichen Tages

merkwürdig leer. „Wahrscheinlich sind andre Leute vernünftiger als wir," bemerkte der Rechnungsrat bitter, „und gehen bei dem Wetter überhaupt nicht erst auf das Fest!"

Von Zeit zu Zeit schlugen kleine, lebhafte Regengüsse an die Scheiben des Wagens, und ein heulender Wind, der jedem Novembertag Ehre gemacht hätte, zauste die Bäume hin und her. Als der Wagen am Ausstellungspark hielt, und der Rechnungsrat seinen Schirm zum Schutz für die Damen aufspannte, wurde dieser vom Sturm erfaßt und in eine kunstgerechte Tulpe verwandelt.

Die bedrückte Familie reichte ihre Karten dem Thürhüter, der überlegen lächelte.

„Die Herrschaften haben wohl übersehen? Das Fest ist auf nächste Woche verschoben — es ist ja an allen Anschlagsäulen bekannt gemacht!"

Aufs höchste begossen winkte der Rechnungsrat die nächste Droschke herbei, da die Schleusen des Himmels sich eben wieder in freigebigster Weise ergossen.

Es giebt keine Zeit und Lage, die dringlicher zum Zank auffordert, als die Stunden nach einem zu Wasser gewordenen Vergnügen. Die Tante er=

„nimm aber das Kind weg, Klara, — das kommt mit seiner Semmel ganz bedenklich nahe!“

Klara, die wie alle Mütter es übel nahm, wenn sie ihr Kind irgendwo wegnehmen sollte, ergriff still gekränkt die kleine Paula und setzte sie an den Tisch.

Inzwischen machte der Rechnungsrat seiner Frau lebhafte Zeichen, daß er ihr etwas unter vier Augen mitzuteilen habe.

Sie erhob sich und folgte ihm in das Kinderzimmer, da in der Studierstube des Hausherrn noch das Nachtlager Lieschens aufgeschlagen, dieselbe daher unzugänglich war.

„Klara,“ begann der Rechnungsrat mit drohendem Ton, „das hellblaue Kleid schien mir ausgeschnitten zu sein!“

„Nur viereckig, Gustav!“ milderte Klara.

„Ach, viereckig oder fünfeckig,“ unterbrach Gustav zornig, „das ist mir ganz egal! Mit Damen in ausgeschnittenen Kleidern gehe ich unter keinen Umständen aufs Künstlerfest! Sie sollen sich etwas Vernünftiges anziehen, hörst du? Als Menageriebesitzer mag ich mich nicht sehen lassen!“

Er verließ stürmisch das Gemach, seiner Frau

die schwere Aufgabe überlassend, der Tante und Lieschen das hellblaue Kleid auszureden. Als er nach einer halben Stunde ins Wohnzimmer trat, war noch ein ziemlich lebhafter Wortkampf über diesen Punkt im Gange.

„Mein lieber Gustav,“ wandte sich die Tante scharf an ihn, „Sie sind mit der Wahl von Lieschens Anzug nicht einverstanden, wie ich höre? Auf den Eintrittskarten steht: ‚Gesellschaftsanzug‘“.

„Und ein hellblaues Kleid ist ein Gesellschaftsanzug,“ fügte Lieschen, die sehr nahe ans Wasser gebaut hatte, wie der Volksmund sagt, weinerlich hinzu, „ich hatte mich schon so gefreut, es anzuziehen, Gustav!“

Und sie trocknete sich die Augen.

„Sie werden mir wohl zutrauen, daß ich weiß, was sich für meine Tochter schickt!“ schloß die Majorin, und Gustav zuckte die Achseln.

„Meinetwegen,“ sagte er kurz, „zieht an, was ihr wollt, meine Frau kommt mir aber nicht in ausgeschnittenen hellen Kleidern und Ballputz auf die Pferdebahn, verstanden Klara?“

Klara versprach alles, um den häuslichen

Frieden zu erhalten, obwohl sie bei diesen Worten ihres Mannes auch einen Stich im Herzen verspürte. Sie hatte sich für das Künstlerfest extra ein elfenbeinfarbenes Bratenkleid bauen lassen und sah sich nun schnöder Weise um den Genuß gebracht, dasselbe anlegen zu dürfen.

„Und nun,“ ergriff die Majorin wieder das Wort, „was unternimmt man jetzt?“

„Ihr geht ja heut aufs Künstlerfest!“ beugte Gustav ängstlich vor, der sich bereits als abgehetzter Pläsiervater mit der Tante von einer Ausstellung zur andern jagen sah.

„Nun ja, nachmittags! Aber den ganzen Morgen! Kinder, entschuldigt, ihr seid ja liebe, prächtige Menschen, aber um in eurer Wohnstube zu sitzen, kommt man doch eigentlich nicht nach Berlin!“

„Nun dann gehen Sie doch aufs Museum,“ schlug Gustav vor, „und nehmen Sie Lieschen mit!“

„Allein?“ fragte die Majorin gedehnt und beleidigt, „wir können doch nicht allein gehen?“

„Nein, nein!“ rief Lieschen ängstlich, „allein gehen wir nicht — wir verlaufen uns — wir steigen in die falsche Pferdebahn, Gustav, das geht nicht?“

„Ich muß auf das Bureau," sagte Gustav und nahm seinen Hut, „wenn ich den ganzen Nachmittag auf dem Künstlerfest bin, kann ich nicht vormittags auch umherlaufen — und Klara hat zu Hause zu thun!"

„Ach, lassen Sie nur Klara mitgehen, das schadet ihr gar nichts!" sagte die Majorin ruhig, „den einen Tag wird sie wohl mal ihren Verwandten opfern können! Bei dem schändlichen Wetter werden wir ohnehin nicht viel von Berlin haben!"

Ein heftiger Regenguß, der eben niedersauste, unterbrach die Unterhaltung und machte vorläufig allen Plänen und Unternehmungen ein Ende. Sturmwind und förmliche Miniaturwolkenbrüche wechselten sich ab, und die Majorin stand den ganzen Morgen beleidigt am Fenster und zählte bitter und vorwurfsvoll jeden Regentropfen, indem sie ihre Wirte immer aufs neue versicherte, wenn sie das geahnt hätte, wäre sie gar nicht nach Berlin gekommen.

Lieschen, die abgesehen von ihrer Ähnlichkeit mit einer Thränenweide ein wirklich gutes und nettes Mädchen war, empfand die mütterliche

goß die volle Schale ihres Zornes auf das Haupt ihrer beklagenswerten Gastfreunde. „Der Rechnungsrat hätte die Anschlagssäulen beachten sollen — Klara hätte die Zeitung ungenau gelesen — man hätte an das Unternehmen bei dem Wetter überhaupt nicht denken sollen!“ Lieschen klagte über Halsweh — kurz, die Heimfahrt war recht heiter und gemütlich!

Der Rechnungsrat machte der Lage insofern ein unerwartetes Ende, als er plötzlich an einer Ecke die Droschke halten ließ, um mitten in dem Redestrom der Tante hinauszuspringen und nach dem Befehl „zufahren!“ seinen Weg zwar durchnäßt, aber ungeärgert fortzusetzen. Seine Frau blieb als wehrlose Zielscheibe des tantlichen Ärgers im Wagen und war glücklich, als man das heimische Dach erreicht hatte.

Als der Rechnungsrat abends nach Hause kam, stand seine Frau wie der Cherub mit dem feurigen Schwert vor der Thür des Studierzimmers.

„Du kannst nicht hinein, Gustav! Lieschen hat sich erkältet und liegt mit Fieber zu Bett!“

„Und die Tante?“ fragte der entsetzte Hausherr

„Ist im Deutschen Theater!“ sagte seine Frau mit einer gewissen humoristischen Ergebung.

Gustav lachte hell auf.

„Und du arme Grasmücke mußt das erkältete Junge dieses herzlosen Kuckucks pflegen?“ rief er, „das ist wirklich originell!“

Klara zuckte die Achseln.

„Ich pflege lieber das Junge, als daß ich den alten Kuckuck unterhalte,“ sagte sie lachend, „das Junge ist ein gutes Tierchen! Es hat mir übrigens etwas anvertraut!“ fügte sie geheimnisvoll hinzu.

„Wann es abreist?“ fragte Gustav mit erfreuter Gier.

„Nein — was denkst du!“ erwiderte Klara vorwurfsvoll, „es hat eine Flamme! Eine sehr nette Flamme, wie es scheint, und sogar hier in Berlin! Einen jungen Arzt!“

„Der arme Mensch!“ sagte Gustav mit tiefem Gefühl, „denk dir die Schwiegermutter!“

„Vor der fürchtet sich Lieschen eben,“ fuhr Klara fort, „sie sagt mir, daß die Mama recht unfreundlich gegen den jungen Mann gewesen wäre, und daß wir ihr um Himmelswillen nichts von der Sache verraten dürften!“

„Die Unfreundlichkeit der Mama hält das naive Kind für einen Ausnahmezustand?" meinte Gustav verwundert.

„Gustav!" warnte Klara, nach der Kammerthür zeigend.

„Na, sprechen wird man doch noch dürfen!" brummte der besuchte Gustav ärgerlich und ging ins Eßzimmer.

Das Künstlerfest war „wegen Ungunst der Witterung", wie die Anschlagzettel besagten, ins Ungewisse verschoben, und die Gäste, die ihre Eintrittskarten gelöst und die Reise des Festes wegen angetreten hatten, blieben natürlich ins Ungewisse da.

Der Major schrieb täglich und redete seiner Frau mit glühender Beredsamkeit zu, ihren Aufenthalt zu verlängern, da sich ihm die Häuslichkeit in ihrer Abwesenheit wohl zum Himmel gestalten mochte; Lieschen war erkältet und mußte mehrere Tage das Zimmer hüten, kurz, die Gründe für den zu verlängernden Besuch waren wohlfeil wie Brombeeren, und die Majorin blieb bei Rechnungsrats.

Der Hausherr ging für die Zeit ihrer An-

wesenheit seiner Stube gänzlich verlustig und sah sich auf den Aufenthalt in dem halbdunkeln Eßzimmer beschränkt, welches eine stallähnliche Länge und nur ein Fenster besaß, daher den Namen „Der Cyklop" erhalten hatte.

Nachts schlief Lieschen, wie wir wissen, auf der Chaiselongue des entthronten Gustav und lag, sich schonend, bis 11 Uhr des Morgens zu Bett. Wenn dann die Ordnung des Hauses hergestellt war, und Gustav sich erfreut und hoffend zur Mittagsruhe vorbereitete, kam die Majorin schachmatt und müde aus der Nationalgalerie, dem Kunstgewerbemuseum oder den Markthallen und streckte sich mit unbefangenster Selbstsucht wieder auf die Chaiselongue des tiefgebeugten Hausherrn, der wie ein verscheuchter Vogel von einem Lehnstuhl zum andern flatterte und sich schließlich auf sein Bett niederlegte, um Nachmittagsruhe zu halten.

Angesichts dieser Zustände war der Rechnungsrat, wie man zu sagen pflegt, gänzlich zur Faust geballt, und Klara mußte beständig zwischen ihm und der Majorin schweben, damit er den Gast nicht die Ungunst seiner Stimmung empfinden ließ. Die Hausfrau selbst wurde auch zum Opfer der Ver-

hältnisse, sie mußte mit der unersättlichen Tante von Kunstgenuß zu Kunstgenuß eilen und bekam einen wahren Abscheu vor allen Erzeugnissen der Kultur. Die Kinder verwilderten dabei gänzlich, und nie war mehr im Hause des Rechnungsrats geprügelt worden, als zur Zeit dieses Tantenbesuchs.

War endlich der Abend gekommen, so verschwand die Tante in irgend einem Theater, aus dem sie dann die Köchin zu nächtlicher Stunde abholen mußte. Lieschen, die immer noch nicht ausgehen durfte, saß dann bei Willmers und klagte ihr Leid, daß sie den Doktor nicht sehen und der Mama nichts von ihren Wünschen und Hoffnungen offenbaren konnte.

Kurz, die Interessen der Gäste verschlangen alles andere, und nur die Nächte blieben ungestört, da Herrn Pausemanns Magenkrampf sich zum Glück nicht wiederholt hatte.

Das alte Sprichwort, daß „Alles ein Ende nimmt", sollte sich auch in diesem Falle bewähren. Jupiter Pluvius, der mit den Qualen der besuchten Familie Mitleid zu empfinden schien, zog sich zurück, und bei dem leisesten Steigen des Baro-

meters wurde das Künstlerfest nun wirklich und endgiltig auf einen Freitag festgesetzt, der so rücksichtsvoll war, in wolkenloser Bläue über den Häuptern der Berliner herauf zu steigen.

Lieschens Katarrh war geheilt, alle Anzeichen sprachen dafür, daß der geliebte Doktor sich beim Künstlerfest einfinden werde — kurz, alles wies auf einen guten Verlauf des längst erwarteten Tages hin.

Nun begann sich auch die vielgeplagte Familie Willmer auf das Fest zu freuen, das sie so teuer hatte erkaufen müssen; der ganze Tag trug ein eignes, erregtes Gepräge, jedes hörte und wußte von irgend einem besonderen Genuß zu erzählen, den das Fest bieten sollte, und jeder freute sich nach seiner besonderen Geschmacksrichtung auf irgend etwas ganz Bestimmtes.

Die Tante verzieh angesichts des allgemeinen Sonnenscheins großmütig das schlechte Wetter der vergangenen Woche und trieb die Selbstlosigkeit an diesem Tage so weit, daß sie nachmittags nicht auf der Chaiselongue des Hausherrn lag, was allgemeine Rührung hervorrief. Sie begründete den überraschenden Zug übrigens dadurch, daß sie sich

noch helle Handschuhe zum Fest kaufen müßte, und begab sich unter allgemeinem heftigen Widerspruch zum erstenmal allein auf die Straße, indem sie versicherte, sie wisse jetzt sehr gut Bescheid in Berlin und wolle nur bis auf die Potsdamer Straße fahren und in einer halben Stunde wieder da sein. Die Zurückbleibenden, die den gänzlichen Mangel an Ortssinn bei der Tante oft schon mit wahrem Erstaunen bemerkt hatten und wußten, daß sie immer rechts ging, wenn sie links gehen sollte, und umgekehrt, sahen sie mit düsteren Ahnungen verschwinden, die aber bald in den hochflutenden Wogen der Vorbereitungen zum Fest untergingen.

Alles schmückte sich eifrig. Lieschen sah in freudiger Erwartung des Festes und des Doktors wirklich allerliebst aus, die Hausfrau hatte angesichts des guten Wetters und der guten Laune sich noch meuchlings elfenbeinfarben gekleidet und empfand die schmerzliche Genugthuung, daß ihr Mann es gar nicht merkte.

Der Rechnungsrat selbst war natürlich viel eher fertig als seine Damen und beschleunigte deren Vorbereitungen, indem er einen wahren Wirbel an die Thür trommelte.

„Nun, endlich," begrüßte er die anderen, als sie freudestrahlend und erwartungsvoll ins Wohnzimmer traten, „können wir fahren?"

„Mama ist noch nicht zurück," sagte Lieschen, „sie muß aber jeden Augenblick kommen!"

Der Rechnungsrat pfiff ein paar Takte, bei ihm ein Zeichen höchster Ungeduld, aber schwieg dann, um Lieschens kindliche Gefühle zu schonen.

Die Familie setzte sich wartend zurecht. Keins sprach ein Wort, um den Klingelton der heimkehrenden Tante und Mutter nicht zu übertäuben. Die Hausfrau, in ihrer Besorgnis um die Laune des Gatten, behauptete alle Augenblicke, sie höre die Ersehnte schon auf der Treppe, um dann beschämt zu gestehen „es war nichts!" bis ihr der Rechnungsrat etwas rauh das Hören untersagte. Er selbst hielt die Uhr in der Hand, als wenn er einem Kranken den Puls fühlte, und stellte außer sich vor Zorn fest, wie eine Minute nach der anderen verstrich, ohne daß die Majorin kam.

Endlich sprang er auf.

„Kinder, es ist halb sechs!" rief er empört, „wenn wir jetzt nicht fahren, sehen wir den Zug nicht und haben ganz unnötig acht Tage lang" —

Ein warnender Blick Klaras unterbrach diese Bemerkung, die schrecklich hätte werden können.

Nachdem die verschiedenen Gewissensbisse mit mehr oder weniger Schwierigkeit zur Ruhe gesprochen waren, legte man das Billet der verloren gegangenen Tante möglichst sichtbar auf den Tisch im Wohnzimmer, befahl den Kindern bei Todesstrafe, es liegen zu lassen, und stieg allseitig sehr vergnügt in die Droschke, die sich in munterem Tempo nach dem Ausstellungspark bewegte.

Die Stimmung wurde unterwegs schon ahnungsvoll erregt, indem offene Wagen an den Vergnüglingen vorbei fuhren, in denen herrliche Griechen, bräunliche Wilde und andere fremde Völkerstämme mit Cigarren im Munde lehnten und durch die staunende Menge hindurch sich nach dem Ort ihrer künstlerischen Bestimmung begaben.

Dort war nun eine wahre Wagenburg aufgefahren, und eine fröhliche, geputzte Menschenmenge strömte und zog in scheinbar endlosen Scharen zum Thor der Ausstellung hinein.

Nach vielfachen Anstrengungen fand sich unsere Gesellschaft auf der Tribüne rechts vom Pergamontempel wieder, wo jeder sich mit Güte oder

Gewalt einen Stehplatz für die nächsten fünf Stunden zu erobern hatte und nun „eingekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“ dem Kommenden mit froher Spannung ungefähr $1^1/_2$ Stunden lang entgegen sah.

Während die Augen des Rechnungsrats und seiner Frau von dem glanzvollen Schauspiel des sich nähernden Zuges beansprucht und gefesselt waren, ließ Lieschen ihre Blicke über die Zuschauermenge schweifen und faßte plötzlich mit krampfhaftem Griff den Arm ihrer Kousine.

„Klara, er ist da!“ rief sie in aufgeregtem Flüsterton.

„Wer?“ erwiderte Klara erschrocken und etwas unwillig, da sie sich bei ihrer schwebenden Stellung auf einem eisernen Gartenstuhl nicht sicher fühlte und bei dem leidenschaftlichen Gebärdenspiel Lieschens beinah umgekippt wäre.

„Der Doktor!“ stieß Lieschen atemlos hervor, „da drüben steht er!“

„Ja doch, ja!“ beschwichtigte Klara, „laß mich nur jetzt wieder zusehen!“

Und sie wandte ihre Aufmerksamkeit aufs neue dem Festzug zu, der jetzt in wahrhaft blendender

Farbenpracht und Schönheit die breite Treppe hinan sich bewegte, um dem Zeus ein weihevolles Opfer zu bringen.



„Klara!“ rief Lieschen wieder, „der Doktor nimmt den Hut ab!“

„Tausend noch einmal, jetzt laß uns in Ruhe!“ rief der Rechnungsrat ärgerlich, „denkst du, ich habe 15 Mark Eintrittsgeld bezahlt, um zu sehen, wie der Doktor den Hut abnimmt?“

Lieschen schwieg beschämt. Aber für sie war alle Pracht und aller Glanz des Künstlerfestes umsonst da — sie beobachtete nur mit fieberhafter Aufmerksamkeit den Doktor und meldete jede ihrer Wahrnehmungen treulich der Kousine, welche sie durch Mitteilung interessanter

kleiner Züge, wie: „jetzt lacht er!“ — „er hat uns noch nicht gesehen!“ — „er putzt sich die Nase!“ und ähnliches immer wieder aus dem phantastischen Zauber der Griechenwelt in die rauhe Gegenwart zurückzwang.

Kaum war der letzte Fanfarenton verhallt, so mahnte Lieschen infolge dieser allein auf den Doktor gerichteten Gedanken zum Aufbruch nach den Gartenanlagen, und trotzdem sie des Künstlerfestes und der Ausstellung halber nach Berlin gekommen war, versank ihr doch dies alles in gleichgiltigste Ferne, seit die Möglichkeit, den Doktor zu verfehlen, beängstigend vor ihrer Seele aufstieg.

In einer Menschenmenge von nahezu 20000 Personen einen jungen Mann aufzufinden, der sich weder durch übermäßige Größe noch sonstige „besondere Kennzeichen“ unter seinesgleichen hervorthut, konnte nur den Augen der Liebe gelingen. Der Rechnungsrat und seine Frau ließen sich daher willenlos vom Strom des Gewühls hinter Lieschen hertreiben, die mit tödlicher Sicherheit einher steuerte, um plötzlich, als sie des Gesuchten ansichtig geworden, eine gleichgiltig verständnislose Miene anzunehmen und ungeheuer überrascht zu sein, als

der Doktor sie mit vielversprechendem, erfreulichem Eifer begrüßte.

Der ärgerliche Rechnungsrat, dessen Genuß am Künstlerfest durch dies Gebahren seiner Kousine wesentlich beeinträchtigt wurde, hatte aus selbstsüchtigen Gründen nichts dagegen, daß der neue Ankömmling Lieschen den Arm gab und mit ihr errötend den Spuren ihrer natürlichen Beschützer folgte. Allerdings hatte dies wieder die unangenehme Folge, daß Frau Klara beständig mit rückwärts gewandtem Kopf einher ging und ihren Mann alle drei Schritt zwang, stehen zu bleiben, um sich zu überzeugen, ob das ihrer Obhut anvertraute junge Paar sich auch nicht verloren habe. — Lieschen, die ihren Lebenszweck am heutigen Tage erreicht hatte, erinnerte sich jetzt übrigens plötzlich, daß sie auch eine Mama besäße, und stimmte ein lautes Klagelied darüber an, daß dieselbe nun wohl allein umher irre, wenn sie sich überhaupt nach der Ausstellung gefunden habe.

Die Majorin hatte inzwischen eine Odysseusfahrt durchgemacht, wie sie der Unkundige in Berlin nur zu leicht erleben kann. Sie war nach glücklich beendetem Handschuhkauf in einen Pferdebahn-

wagen gestiegen, dessen Seitenaufschrift verhieß, daß er den zoologischen Garten zu besuchen pflegt. Mit gänzlicher Nichtbeachtung der Hauptaufschrift dieses Gefährts sowie der Himmelsrichtung hatte sie sich hineingesetzt und ein Zehnpfennigbillet gelöst, ohne dem Kondukteur so viel Vertrauen zu schenken, daß sie ihm das Ziel ihrer Fahrt angab.

Im aufmerksamen Betrachten der schönen Gebäude und Schaufenster fuhr dann die arme Majorin immer weiter und weiter und kam erst zum richtigen Bewußtsein ihrer verfehlten Fahrt, als der Ruf „Spittelmarkt“ sie aus ihren Sinnen aufrüttelte. Das erste Gefühl der Verirrten war blinde Wut gegen den Kondukteur, den sie zornig anschnob, sie wurde aber durch seine kühle Erwiderung: „Kann ich Ihnen an der Nase ansehen, daß Sie nach dem zoologischen Garten wollen?“ in ihr nichts durchbohrendes Gefühl zurückgeschleudert.

Erhitzt, ärgerlich und abgespannt bestieg sie dann endlich die richtige Pferdebahn und fuhr, mit Zorn geladen wie eine Kanone, dem Westen wieder zu, mit dem festen Entschluß, es zu gar keinen Vorwürfen seitens der doch jedenfalls wartenden Ihrigen kommen zu lassen, sondern sofort beim

Eintreten auf sie loszuzanken, daß sie ihr nicht besser über die Pferdebahn Bescheid gesagt hätten!

Die sprachlose Empörung der Majorin, als sie in das feiertäglich stille Haus trat, wo außer einer einsamen Köchin alles ausgeflogen war, vermag keine Feder zu schildern. Die Kinder befanden sich im Tiergarten, konnten also infolgedessen auch keine Auskunft geben, und die Majorin, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Wohnung nach ihrer Karte zu durchsuchen, nahm das Unwahrscheinlichste an, nämlich, daß die Ihrigen das Billet für sie mitgenommen hätten, und sauste, vor Ärger und Eile förmlich Funken sprühend, nach dem Künstlerfest.

Dort erregte sie an der Kasse durch das leidenschaftliche, jeder Vernunft unzugängliche Verlangen Ärgernis, auf ihr ehrliches Gesicht hin Einlaß zu erhalten, um sich ihre Karte von dem Rechnungsrat aushändigen zu lassen. Ein immer dichter werdender Knäuel von Menschen sammelte sich, erfreut und belustigt über diesen Extraspaß, um die lebhafte Dame, und schließlich näherte sich der Rechnungsrat mit Klara zufällig dem Ausgang und begab sich arglos näher, um der Ursache des Auflaufes nachzuspüren.

Mit Schrecken erkannte er die ihm vom Schicksal aufgebürdete Tante als Mittelpunkt der geselligen Vereinigung, und als sie ihm nun mit drohendem Tone zurief: „wo hast du mein Billet?“ schämte er sich so entsetzlich, daß er am liebsten jede Verwandtschaft mit der Aufgeregten schmachvoll abgeleugnet hätte.

Das ging aber nicht, und so blieb nichts übrig, als mit der gereizten Tante zu verhandeln, die wie eine Nonne durch das Sprechgitter von ihren Angehörigen geschieden war, und als sie unter jubelnder Heiterkeit der Umstehenden bedeutet worden war, daß ihr Billet ruhig zu Hause auf dem Tisch liege, eilte sie mit so empörter Schnelligkeit von dannen wie der Dampfwagen in Person.

Dem zurückbleibenden Rechnungsrat und Klara fiel schnöder Weise eine Last vom Herzen. Wußten sie doch nun, daß die Tante nicht verloren, sondern nur verlaufen gewesen, und konnten ohne ihre lähmende Gegenwart des Festes froh werden!

Die Thatsache, daß Lieschen und der Doktor sich im Gedränge spurlos verflüchtigt hatten, machte Klara als lady patroness zwar einiges Kopfzerbrechen, aber ihr Mann erklärte ungalant, zum

Gänsehüten wäre er nicht auf das Künstlerfest gegangen, und der Doktor würde Lieschen schon irgendwo und irgendwann wieder abliefern.

Das leichtsinnige Ehepaar war nun sehr vergnügt, trieb sich an den einzelnen Buden und Schaustellungen umher, hörte den Vortrag von Kouplets aus dem klassischen Altertum an und belustigte sich über die Gestalten der Griechen, Perser und Meder, die Arm in Arm mit ganz modernen Damen durch den Gatten schlenderten und in diesem Gegensatz unwiderstehlich komisch wirkten.

Zuletzt lenkten sie ihre Schritte nach der Osteria im „klassischen Dreieck“ und ließen dort bei kühlem Trank und heißer Temperatur das malerischste Gedränge an sich vorüber strömen.

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen, und Klara mahnte nun, ernstlich an das Aufsuchen Lieschens und des Doktors zu gehen. Auch dem Rechnungsrat leuchtete widerwillig die Notwendigkeit dieses Verfahrens ein, und die ziemlich aussichtslose Expedition wurde angetreten.

Nachdem 'Klara durch laute Rufe nach Lieschen ihren Gatten in höchsten Zorn versetzt hatte, und sich nebenbei ungefähr 6 Lieschen auf jeden Ruf

meldeten, bis die Sache der Gesellschaft bereits zum Spott zu werden schien, wollte man eben die Nachforschungen aufgeben und in der Hoffnung nach Hause fahren, daß Lieschen sich auch daselbst einfinden werde, als das Paar entdeckt wurde.

Sie standen auf der Brücke in angelegentlichster Unterhaltung und sahen nicht rechts noch links, was Lieschen nicht hinderte, auf Klaras strafenden Anruf zu versichern: „ich suche euch seit einer Stunde unaufhörlich!“

„Aha, so sucht man!“ erwiderte der Rechnungsrat trocken, „na, jetzt suche uns nur nicht mehr — wir gehen nach Hause!“

Lieschen gehorchte dem Winke ihres Pflegevaters sofort und nahm Klaras Arm.

„Ich habe dir etwas zu erzählen!“ flüsterte sie mit aufgeregter Stimme.

„Du hast dich doch nicht etwa verlobt?“ rief Klara erschrocken.

Lieschen nickte stumm, und brach ihrer Eigenheit getreu zum Entsetzen ihrer Begleiterin in hörbare Thränen aus. Die Rechnungsrätin zog die Schluchzende unwillig und beschämt durch die aufmerksam werdende und lächelnde Menschenmenge

unter einen Bogen der Stadtbahn, wohin die Herren in hochwogender Gemütsbewegung folgten, und Lieschen im möglichst engen Familienkreise ihre Angst vor der Mama ausweinen konnte. Der Rechnungsrat nahm die Sache viel leichter auf, als seine Frau.

„Mein Kind," sagte er achselzuckend, „wenn ein junges Mädchen beim ganzen Künstlerfest nichts sieht, wie einen Doktor, und dann mit diesem Doktor zwei Stunden allein im Garten herumspaziert, kann man doch dann nicht vor Erstaunen in Ohnmacht fallen, wenn sie sich mit ihm verlobt?"

An der Thatsache blieb jedenfalls nichts mehr zu ändern, und man wappnete sich allerseits mit Ruhe, der möglicherweise rasenden Majorin entgegenzutreten. Der Rechnungsrat hegte nur im stillen den einen Wunsch, daß dieselbe sich nicht etwa krank ärgere, und in seinem Hause ihre Wiederherstellung abwarten möchte, was er bei „seinem Pech", wie er sich bitter ausdrückte, für durchaus möglich hielt.

Die Pferdebahn war wegen Lieschens Thränen ausgeschlossen; man bequemte sich also zu einer Droschke, in die das Ehepaar sich mit den Neu-

verlobten einschachtelte und dem Westen Berlins zurollte.

In geschlossener Schlachtreihe rückte man daheim auf die Wohnstube los, um mit möglichst viel Mut und Ruhe den bevorstehenden Ereignissen „dem Kampf mit dem Drachen", wie der Rechnungsrat seiner Frau zuraunte, entgegen zu gehen. Klara hielt für alle Fälle das Fläschchen mit dem Riechsalz in Bereitschaft, welches sie als Schutzmittel gegen die Strapazen des Künstlerfestes mitgenommen hatte.



Als der Hausherr die Thür des Wohnzimmers

öffnete, saß die Majorin in steifer, aufrechter Haltung auf dem Sofa, in ein vorwurfsvolles Hauskleid gehüllt, welches ihre unfreiwillige Ausschließung vom Feste versinnbildlichen sollte, und trommelte auf der Tischplatte mit einer Lebhaftigkeit, welche andeutete, daß sie sich seit Stunden in diesem Wirbel des Zornes geübt habe. Sie sah auch statt der Eintretenden Luft und gab nicht durch das leiseste Zeichen zu erkennen, daß sie dieselben überhaupt bemerke.

Der Anblick dieser einsamen Trommlerin um 12 Uhr des Nachts hatte etwas so Komisches, daß der Rechnungsrat, Dank seiner überreizten Nerven, kaum das Lachen zu unterdrücken vermochte, und infolgedessen ein kräftiges Niesen erheuchelte, welches die unheimliche Stille erlösend unterbrach.

Der Doktor, der sich seiner peinlichen Lage — vielleicht auch des Schattens künftiger Tage beim Anblick dieser Schwiegermutter drückend bewußt wurde, brachte ein klägliches „Profit!“ hervor, welches die Aufmerksamkeit der Majorin auf ihn lenkte und sie veranlaßte, zur allgemeinen Überraschung ihr beleidigtes Haupt um etwa 2 Centimeter zum Gruß zu neigen.

Der Rechnungsrat, um der allseitig bereits lähmend wirkenden Spannung ein Ende zu machen und die Gewitterschwüle durch einen kräftigen, aber die Atmosphäre klärenden Zornesausbruch der Majorin zu bannen, faßte den großen Entschluß, nun auch alles zu sagen, und begann Lieschen und den Doktor durch Winke zum Vortreten zu ermutigen.

„Liebe Tante, wir haben Ihnen eine Mitteilung zu machen!“ sagte er ohne weitere Einleitung und mit geschicktem Übergehen des versäumten Künstlerfestes.

„Bitte!“ erwiderte die Tante kurz und schloß dann den Mund so plötzlich wieder, als wenn er mit einer gut schließenden Feder zuknapste.

„Aber Sie dürfen nicht zu böse sein!“ lenkte der Rechnungsrat, dem angesichts dieser Anstalten der Mut ausging, nun wieder feige ein. Inzwischen hatte aber der Doktor seine Fassung erobert, und trat, Lieschens Hand haltend, vor die Majorin hin.

„Gnädige Frau, ich bitte um die Hand Ihrer Fräulein Tochter!“ sagte er mit einer wahren Löwenkühnheit, die um so anerkennenswerter war, als Lieschen ihn auf der ganzen Rückfahrt auf

möglicherweise furchtbare Folgen seiner Werbung vorbereitet hatte. Lieschen schluchzte herzbrechend und weinte wahre Ströme in ihr Taschentuch.

Aber siehe da! Ein gänzlich unerwarteter Sonnenschein ergoß sich über die Züge der Majorin, und zu allgemeiner größter Überraschung schloß sie Lieschen mit einem Freudenruf in die Arme, die ebenso wie alle andern gar nicht wußte, wie ihr geschah.

Ein allgemeines fröhliches Durcheinander von Stimmen folgte dieser angenehmen Auflösung, und es ergab sich, daß die Majorin dem eingetretenen Ereignis durchaus geneigt war, und dies nur in angeborener Unliebenswürdigkeit so wenig zu zeigen vermochte, daß Tochter und Schwiegersohn sie von feindlichen Gefühlen erfüllt geglaubt hatten.

Die Aussicht, eine Tochter zu verheiraten, mit ihrem Gedankengefolge von Aussteuer, Beglückwünschungen, Hochzeitsgästen und allgemeinem Wirrwarr übte eine so beglückende Wirkung auf die Majorin aus, daß sie darüber das für sie verunglückte Künstlerfest gänzlich vergaß, und der anstrengende Tag wurde in angenehmster Einigkeit beschlossen. Das Brautpaar wünschte diesen krönen=

den Abend seines Lebens allerdings noch bis ins Unendliche auszudehnen, wogegen aber der Rechnungsrat Einspruch that, dessen Sohlen infolge des stundenlangen Stehens auf dem eisernen Gartenstuhl ungefähr die Empfindung erlitten, als wenn ihr Eigentümer eine recht kräftige Bastonnade durchgemacht hätte.

„Und Ihr müßt Euch auch ausschlafen,“ wandte er sich zum Schrecken seiner Frau an die Majorin und Lieschen, „damit Ihr morgen zur Reise frisch seid!“

Klara fand den Wink dieses Gastgebers mit Recht sehr unzart. Die Damen aber waren so in ihren aufregenden Erlebnissen untergegangen, daß sie es gar nicht merkten, wie man ihnen heimtückisch den Zeitpunkt der Abreise bestimmt hatte. Sie vertieften sich sofort so eifrig mit dem Doktor in Königs Kursburch, daß der Rechnungsrat, der diesen Ratgeber auf Reisen diensteifrig herbeigeholt hatte, die Wirkung der von ihm gestellten Falle nicht genug bewundern konnte und fest entschlossen war, sich ein Patent darauf geben zu lassen.

Als er am nächsten Morgen mit Klara auf dem Bahnhofperron stand, und die Lokomotive mit

gellendem, fröhlichem Pfiff das Brautpaar samt der Schwiegermutter in die Heimat entführte, sagte er strahlend zu seiner Frau „weißt du Klara, es giebt eine alte Anekdote von einem Mann, dessen Schwiegermutter abreiste, und der, der Eisenbahn nachsehend, aus tiefster Seele sagte: Dieser Zug war der schönste Zug ihres Lebens! Der Mann bin ich!“

Warum die Leute nicht heiraten!



Ich gehöre durchaus nicht zu den Leuten, die einen alten Junggesellen als „Ding an sich“ so ungeheuer bemitleidenswert und unglücklich finden — im Gegenteil bekenne ich mich offen zu der Ansicht, daß ein solches Menschenkind in seiner friedlichen Einsamkeit oft besser dran sein kann als mancher Ehemann, der eine schlechte Nummer in der großen Lotterie des Lebens gezogen hat — aber *einen* Abend im Jahre giebt es, an dem ich *jeden* Junggesellen bedaure, und an dem auch gewiß keiner, oder fast keiner ist, der nicht selbst

in dieses Bedauern einstimmte. Ich meine am Weihnachtsabend!

Wenn da so ein alternder Mann allein durch die Straßen geht und seine Tritte im Weihnachtsschnee knirschen — wenn er die fröhlichen, eiligen, geschäftigen Gestalten um sich her huschen sieht, die, mit Päckchen und Paketen beladen, noch die letzten und allerletzten Gaben für den Weihnachtstisch tragen — wenn hier und da hinter den Fenstern der Häuser die Christbäume aufflammen, vom kleinen Tannenreis in der Kellerwohnung bis zur stolzen, breitästigen Fichte im ersten Stock — wenn ein paar liebe, helle Kinderstimmchen so herzhaft ihr „Stille Nacht, heilige Nacht!“ anstimmen und alles in Liebe, Freude und Dank sich vereint, was zusammengehört — ich meine, da muß dem Einsamen doch eigen zu Mute werden, und mag er im stillen Stübchen daheim den Abend verleben oder im Wirtshaus mit lustigen Kameraden und Schicksalsgenossen — ich glaube, er wird doch das alte Wort nicht loswerden können: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“

Ein Gefühl von dieser trüben Einsamkeit und für diese Einsamen war es, das seit Jahren im

Hause des Regierungsrates W. einen Gebrauch hatte entstehen und den Stiftern lieb und unentbehrlich werden lassen. Am Heiligen Abend wurden regelmäßig ein paar alte einzelne Herren dort zu Gast geladen und ohne jede Förmlichkeit der Familienfeier zugesellt. Erst war es einer gewesen, jetzt hatten sich drei eingefunden, und diese drei erschienen nun schon ohne besondere Einladung am Weihnachtsabend in dem gastlichen Hause.

Sie halfen die Lichter anzünden und machten sich beim Aufstellen der Geschenke nützlich, die in ihrer natürlichen Entwickelung von der quietschenden Gummipuppe und dem Rollschäfchen des Jahrkindes bis Geibels Gedichten und der ersten, von männlicher Hand geschneiderten Weste wie die Jahresringe des Baumes das Fortschreiten des menschlichen Bewußtseins in den Kindern des Hauses zur Erscheinung brachten.

Die drei alten Herren gehörten mit der Zeit schon so selbstverständlich zum Weihnachtsabend in der regierungsrätlichen Familie wie die großen Pfefferkuchenmänner mit Mandelherzen und Zitronataugen, die auch auf keinem Platz und in keinem Jahr ausbleiben durften.

Auch am heutigen Abend fehlten die drei würdigen Stammgäste nicht, sie hatten sich mit den Eltern am Jubel der beschenkten Kinderschar gefreut, und nun war man bei dem behaglichen, mit kaum merklicher Ermüdung gemischten Nachgenuß der Bescherung angelangt, in dem sich die Gruppen auflösen und jeder sich's auf seine Weise wohl sein läßt.

Die kleinen Mädchen machten schüchterne Versuche, ob die neue Puppe wirklich „zum Ausziehen" wäre; die Jungen lieferten eine riesige Völkerschlacht mit ihren Bleisoldaten und brachten das Wiegenpferd in melodisch quietschenden Galopp. Der Backfisch setzte sich, im Vollgenuß eines neuen Schmökers, behaglich zusammengeduckt, den Teller mit Süßigkeiten auf dem Schoß, in die Sofaecke und überzeugte sich mit Wonne, daß die Geschichte bereits im ersten Kapitel „zum Weinen" wäre.

Die Alten hatten sich indes im Nebenzimmer um den runden Mahagonitisch zusammengefunden und sahen, beim gemütlichen Weihnachtspunsch, dem Herunterbrennen der letzten, schläfrigen Lichter am Tannenbaum zu, an dessen Zweigen das Rauschgold seine geheimnisvoll knisternden Märchen erzählte.

Diese Stunde des Weihnachtsabends bedeutet für die Jugend und Kindheit den gedankenlos seligsten Vollgenuß der Gegenwart, für das reifere Alter die friedlich wehmütige Einkehr in die Vergangenheit; und so wird auch hier „Jedem das Seine."

Als man schon eine geraume Zeit geschwiegen hatte, nahm die Frau des Hauses, eine noch immer sehr hübsche und anmutige Erscheinung, das Wort.

„Ich möchte doch wohl wissen," begann sie halb lächelnd, mit dem Ton eines Menschen, der nicht ganz sicher ist, ob er nicht auf dünnem Eise gehe, „warum unsere lieben Gäste hier, die so gern einen gemütlichen Weihnachtsabend im Familienkreise feiern, sich nicht eine eigene Häuslichkeit gegründet und ob sie es nicht auch einmal versucht oder doch beabsichtigt haben —"

„Halt," rief der älteste im Kreise, ein munterer alter General, mit schönen lebhaften blauen Augen und schneeweißem Schnurrbart, „gegen die letzte Frage erhebe ich Einspruch! Was — wir sollen wohl hier, nach dem Sprichwort, daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, gar ein wohlversehenes Korblager vor den Augen unserer liebenswürdigen Wirtin ausbreiten? Nein,

meine gnädigste Frau — das ist selber an einem so herzenerschließenden Abend zu viel verlangt!"

„Ich habe nie einen Korb bekommen," bemerkte der zweite der Gäste, Oberlehrer Ludwig, ein wohlerhaltener, besonders feierlicher Mann in den besten Jahren, dessen sorgfältig gefaltete Kravatte, tadelloser Kragensitz und gepflegte Hände von hervorragendem Ordnungssinn zeugten, „ich habe wirklich nie einen Korb bekommen, einfach, weil ich das einzige Mal, wo dergleichen hätte geschehen können, bei der Dame meines Herzens gar nicht erst angefragt habe!"

„Und warum nicht?" frug die Hausfrau.

Der Angeredete lachte.

„Ja, davon ließe sich wohl eine Geschichte erzählen," sagte er behaglich.

„Ach bitte, thun Sie das doch!" rief die Wirtin lebhaft, „jetzt ist so die rechte Stunde zum Mitteilen und Zuhören. Ich lasse frischen Punsch bringen, und wir setzen die Lampe auf den Nebentisch. Wer mir jetzt etwas Hübsches erzählt, dem bin ich wirklich dankbar!"

„Nun," sagte der Hausherr und goß dem dritten der Herren, einem schweigsamen alten Rech-

nungsrat mit etwas fuchsiger Perücke, unter der ein paar graue Haare naseweis vorguckten, von neuem ein, „da halte ich es doch für recht und billig, daß sich keiner unserer lieben Gäste dies zweimal sagen läßt! Geheiratet hat keiner von Ihnen — einen Grund dafür wird jeder gehabt haben, und wie die Welt nun einmal ist, hat sich doch sicher um diesen Grund herum ein kleines Erlebnis angesetzt. Nun erzählen Sie doch einmal der Reihe nach, wie das so gekommen ist!"

„Da müßten Sie uns eigentlich zuerst mitteilen, wie Sie zu Ihrem dem unserigen entgegengesetzten Ergebnis gelangt sind," meinte der General, „nicht wahr, Frau Klara?"

„Nein, nein," rief diese abwehrend, „so wird nicht gewettet! Das hieße sich die Sache leicht machen! Die Gäste gehen vor. — Also ohne Widerrede — Herr General, Sie haben das Wort!"

Der alte Herr lachte und zündete sich eine frische Cigarre an.

„Nun, ich will mich nicht bitten lassen," sagte er, „wenn ich auch fürchte, daß meine Geschichte den Erwartungen, die Sie davon hegen, gnädigste Frau, wenig entsprechen wird. Daß ich mit et-

waigen Körben oder Körbchen, die ich im Leben erhalten haben könnte, hier nicht prunken will, das habe ich schon gesagt. — Ich war ein rechter Windhund als junger Lieutenant — wo eine Fiedel gestrichen wurde, da tanzte ich, wo ein hübsches Mädchen zu finden war, da schnitt ich die Cour, und schließlich wurde in meiner damaligen Garnison der schlechte Witz über mich gemacht, daß zu jeder Gesellschaft drei Dinge unentbehrlich wären: der Braten, der Lohndiener und der Lieutenant v. P. . . . . — Na, das war ja nun ein paar Jahre wunderschön, aber wie's in dem hübschen Liede heißt, das Sie uns neulich so beweglich vorsangen, meine gnädigste Gönnerin:

‚Du hast nicht immer deine sechzehn Jahr'!'

das erfährt schließlich auch ein Lieutenant. Man wird älter — man wird Hauptmann — um einen herum heiraten schon die jüngeren Kameraden — die Haare werden hier und da ein bißchen dünner — das ist für einen Bruder aus dem heiligen Junggesellenorden die böseste Zeit — wenn da eine kluge Mama oder ein heiratslustiges Töchterlein die Netze richtig zu stellen versteht, da — hui! sitzt der Vogel drin, ehe er sich's versieht! —

Sehen Sie mich nicht so strafend an, Gnädigste, Sie wissen es ja, ich bin nun einmal ein alter Ketzer! Na, in dieser Zeit, wie gesagt, ließ sich in S..... ein verwitweter Gutbesitzer nieder, der des Landlebens überdrüssig war und nun die Freuden der Stadt zu genießen dachte. Der Mann war ein angenehmer Gesellschafter, dabei steinreich, und hatte eine einzige Tochter!"

„Aha!" warf Frau Klara befriedigt dazwischen.

„Ganz recht — aha! Das sagte ich wirklich auch, als ich das Mädchen zum erstenmal erblickte. Ein liebreizenderes Gesichtchen ist mir nie vorgekommen, das muß ich heute noch gestehen. Die blonden Haare waren so sittig über der klaren Stirn geteilt, die blauen Augen blickten so taubenunschuldig und schüchtern, und dem kleinen, roten Munde glaubte ich's anzusehen, daß er nie andere als liebe und gute Worte sprechen könnte. Um es kurz zu machen, ich war bald verliebt in das Mädchen — Else hieß sie — wie ein Narr, und sie — nun, sie schien mich auch nicht ungern zu sehen. Wenn ich in jeder Gesellschaft den Platz an ihrer Seite beanspruchte und den Cotillon mit ihr tanzte, da benützte ich diese guten Gelegenheiten nach Kräften,

um mich angenehm zu machen. Und sie lächelte dann so lieblich und verwirrt zu meinen Reden und gab mit ihrem sanften, leisen Stimmchen so reizend verlegene Antworten, daß ich mit jedem Tage tiefer in meinen Rausch kam und schließlich mit dem festen und wohlerwogenen Entschluß umging, bei nächster Gelegenheit um meine Schöne zu freien und dieses sanfte Geschöpfchen als Engel in den Himmel meines Hauses zu versetzen!"

„Sie werden ja ganz poetisch!" meinte der Regierungsrat lachend.

„Ihr Punsch ist auch danach!" sagte der General und strich sich den Schnurrbart; „aber weiter im Text! Was mir noch ganz besonders an der kleinen Schönen gefiel, war ihre reizend kindliche, fast unterwürfige Art, mit dem Vater zu verkehren. Man konnte nichts Niedlicheres hören, wie ihr leises ‚gewiß, liebes Papachen,' wenn der alte Herr beim Tanzen zum Pausieren mahnte oder ihr dies und jenes anbefahl. ‚Gute Tochter, gute Frau!' dachte ich befriedigt. —

Es war an einem schmutzigen, häßlichen Tage im Februar, als ich beschloß, heute oder nie diesem Täubchen meinen Antrag zu machen. Ein Dilet-

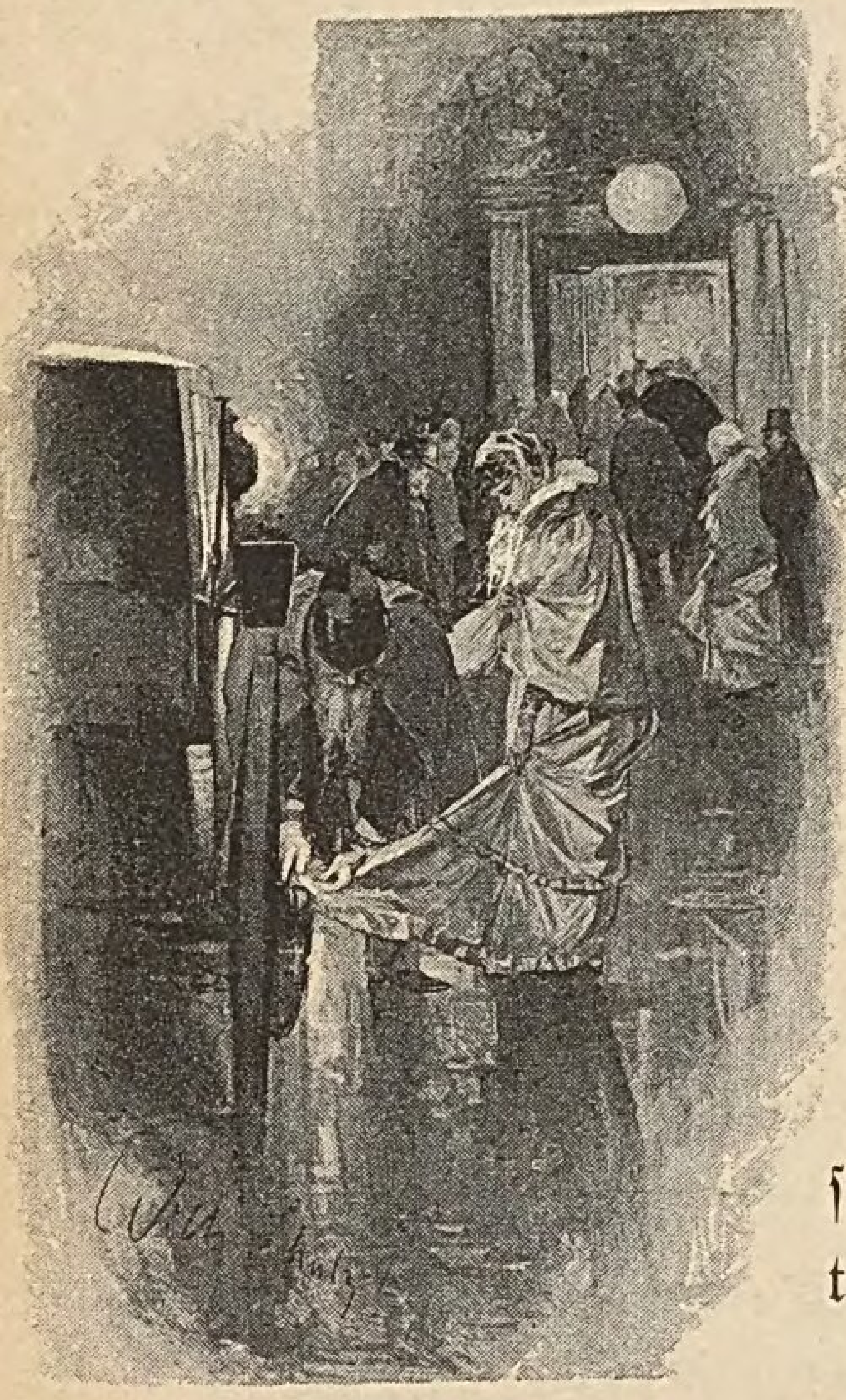
tantenkonzert, an das sich ein Ball schließen sollte, bot mir die erwünschte Gelegenheit zu einer Zusammenkunft — unter den Klängen der Musik wollte ich meine Erklärung flüstern und begab mich, im schönsten Staat, im besten Waffenrock und funkelnagelneuen Epauletten, über all diese Herrlichkeit den großen, dunkeln Offiziersmantel geworfen, nach dem Konzertlokal. Ich war ein bildhübscher Mensch damals, gnädige Frau — Sie brauchen gar nicht so ironisch zu lächeln!

Nun — also! Es fiel ein feiner, kalter Regen, die Straßen waren mit zähem, schmutzigem Schlamm bedeckt, und die schöne Welt begab sich natürlich in Wagen nach dem Ort der Zusammenkunft.

Ich traf es gut; eben als ich ankam, stieg aus der Droschke vor mir der Vater meines Ideals und half dem Töchterchen heraus. Ich stand ziemlich nahe und wollte eben einen möglichst seelenvollen Gruß anbringen, mit dem beglückten Gefühl: ‚Heute darfst du ihr sagen, weß dein Herz voll ist!‘

In dem Augenblick mochte wohl eine Nadel oder ein Band sich gelockert haben, kurz — das rosa Schleppkleid des schönen Mädchens blieb auf dem Tritt der Droschke liegen, und der Vater,

im Bestreben, diesem Umstand abzuhelfen, verwickelt die Schleppe mit dem Trittbrett, und es reißt ein Stückchen vom Besatz los.



Da höre ich — darf ich meinen Ohren trauen? — wie das sanfte Flötenstimmchen, welches ich so oft ‚gewiß, liebes Papachen!‘ sagen gehört hatte, in recht scharfem, keifendem, bösartigem Ton den alten Vater anfährt: ‚So nimm dich doch in acht — du bist doch immer so ungeschickt! — Unerträglich!‘

Und mit diesem einzigen Satz ist meine Geschichte zu Ende. Ich drehe mich, ohne ein Wort zu sprechen, ganz kurz auf dem Absatz um, ging stillschweigend nach Hause und — hatte genug!

Genug, um nie wieder von fern den Gedanken

ins Auge zu fassen, diesem Mädchen näher zu treten, und sogar genug, um Gott im thörichten Herzen zu danken, daß ich mich mit meinen beiden Ohren noch rechtzeitig hatte überzeugen dürfen, wie das Vögelchen sang, wenn es sich nicht belauscht wähnte.

Das war nicht meine erste — aber meine letzte Anwandlung von Heiratslust! Und wenn ich von dem Tag an jedes sanfte Mädchen mit Taubenaugen und Flötenstimme unter tiefem Mißtrauen angesehen habe, so mögen sich diese alle bei der blonden Schönen bedanken, die ihren Vater so derb anschnauzte. Sie mag sich an jenem Ballabend und auch hernach noch oft gewundert haben, weshalb ihr eifriger Verehrer so — schwabb! — abgeschnappt war — vielleicht hat es ihr auch ein wenig Herzweh gemacht — ich glaube es sogar. Sie hat übrigens später einen resoluten, dicken Major vom Train geheiratet, der sich zu wehren gewußt haben wird.

So, darum bin ich ein Junggeselle geblieben," schloß der General lachend, als Frau Klara etwas ernst dreinsah, „und manches Töchterchen könnte sich eine Lehre daraus nehmen, denn es giebt immer noch junge Fräulein genug, die im Ballsaal Engel,

und zu Hause — etwas andres sind! Aber," setzte der Sprecher artig hinzu, „die bösen Frauen haben den Vorzug, daß sie uns die guten um so höher schätzen lehren — Prosit, meine Gnädigste, in Ihrem vortrefflichen Punsch! Poetisch ist meine Geschichte nicht — aber wahr!"

„Und vielen Dank dafür!" sagte die Hausfrau; „so eine wahre Geschichte hat für mich immer etwas besonders Anziehendes, weil sie die Fäden in dem großen Gewebe der Welt, die mir oft so verworren scheinen wollen, doch insofern als geordnet zeigt, daß die alten Gebote immer und überall gelten, und daß noch heute derjenige Vater und Mutter ehren muß, dem es wohl gehen soll auf Erden."

„Bravo!" sagte der General, „aber nun weiter im Text! Ich will doch nicht hoffen, daß ich allein in den Beichtstuhl gemußt habe. — Nein, meine Herren," wandte er sich an die beiden andern Gäste, „hinein müssen Sie auch, das hilft schon nichts — sehen Sie nur, was unsere Frau Wirtin für neugierige Augen macht. Wer will zunächst erzählen? Sie, Herr Rat? oder Sie, Herr Oberlehrer?"

Während der Oberlehrer sich schon in Bereit=

schaft setzte und durchaus nicht abgeneigt schien, seine Herzenserfahrungen zum besten zu geben, zupfte der alte Rechnungsrat mit unzufriedener Miene an seiner Perücke.

„Ich weiß nichts!“ sagte er — er sah freilich nicht sehr nach Erzählen aus.

„Ei was!“ rief die muntere Hausfrau, „das rede mir keiner ein, daß er nicht einmal — ein einzig Mal im Leben ein Scharmützel mit dem Monsieur Amor gehabt hat — selbst wenn er so als Muster aller Ehrbarkeit dreinschaut wie Sie, Herr Rechnungsrat! Denken Sie nur nach — oder besser, sagen Sie's ganz ehrlich, Sie sind auch mal auf Freiersfüßen gegangen, und gar der Herr Oberlehrer! Den gebe ich ja heute noch nicht auf in dem Punkt!“

Die beiden alten Herren schmunzelten.

„Nun, mir fällt eben ein, daß ich auch einen Grund zu erzählen wüßte, warum ich Junggeselle geblieben bin,“ meinte der Rechnungsrat, „aber ich bin nie ein Held im Erzählen gewesen — ich müßte es kurz und bündig machen.“

„Das ist kein Fehler!“ bemerkte der General.

„Aber wer fängt an?“ fragte der Oberlehrer,

der ein wenig ungeduldig schien, auch seine Erlebnisse vorzutragen, „das Los mag entscheiden!“

Zwei Streichhölzer von verschiedener Länge wurden als Schicksalspropheten gewählt, und da der Oberlehrer das längste zog, so konnte er beginnen, während dem alten Rechnungsrat noch Zeit und Muße blieb, sich sein Geschichtchen hübsch im Kopf zurechtzulegen.

Der Oberlehrer rückte an seinem Hemdkragen, blies ein unsichtbares Stäubchen von dem feinen, blauen Tuchrock, setzte sich feierlich zurecht und begann:

„Es ist eine alte Geschichte, daß jeder Mensch seinen Tollpunkt hat, oder wie man das neuerdings wohl zu bezeichnen liebt, auf irgend etwas ein ‚Fex‘ ist. Ein Bergfex, ein Theaterfex, ein Bücherfex, und wie die Abarten alle heißen mögen — nun, ich halte mich in keiner Weise für einen Ausnahmemenschen, ich bin auch ein Fex — und zwar ein Ordnungsfex!

Ich habe von klein auf eine Vorliebe für alles Geregelte, Systematische und Wohlgeordnete, und einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede Unordnung gehabt, mochte sie nun in kleinen oder

großen Dingen sich breit machen; ja selbst wo sie sich erfrecht, sich ‚malerische Unordnung‘ zu nennen, habe ich sie immer für den Urfeind alles Behagens angesehen und jede ihrer Spuren mit Haß und Ingrimm verfolgt.

Schon als Schulknabe war ich ein Ordnungsfanatiker, räumte meinen Tornister und meinen Federkasten nach bestimmten Systemen ein und konnte über eine umgekniffene Ecke in der lateinischen Grammatik bittere Thränen weinen. Jedes Stück meines kleinen Besitztums wußte und weiß ich im Dunkeln zu finden — freilich auch die Streichhölzer, daher ich nicht im Dunkeln danach zu suchen brauche," setzte der Oberlehrer mit hohem Selbstgefühl hinzu.

„Und bei diesem Talent zum Finden haben Sie bloß eines nicht gefunden — eine Frau!" bemerkte der Hausherr trocken.

„O, das wäre wohl auch angegangen," erwiderte der Ordnungsfex, „aber eben meine Hauptneigung ist schuld, daß ich hier als geduldeter Eindringling am Freundestisch und nicht im Familienkreis zu Hause sitze. Hören Sie nur weiter!

Auf der Universität kostete mich diese Ordnungs-

liebe manche Neckerei der Mitstudierenden, die kein größeres Vergnügen kannten, als meine Stube in ein wirres Durcheinander und mich damit in wahre Verzweiflung zu versetzen. Ja, ich bin mit meinem besten Freunde deshalb auseinandergekommen, weil er sich unterstanden hatte, den fünften Band eines uns gemeinsam gehörigen historischen Werkes vor den vierten zu setzen, wodurch er mir bewies, daß ein Zusammenleben von uns beiden nicht durchzuführen war!"

„Nein, hören Sie," unterbrach ihn Frau Klara, „jetzt fange ich an mich zu freuen, daß Sie nicht geheiratet haben — Ihre arme Frau hätte es ja zu schwer gehabt, Sie zufriedenzustellen!"

„Kann sein!" erwiderte der Erzähler, „ich bedaure es auch im ganzen nicht, daß es so kam. — Ich wurde bald nach bestandenem Examen Oberlehrer am Gymnasium in E. Was ich litt, wenn ich die verklexten, in zerknittertes Papier eingeschlagenen Hefte meiner Schüler korrigieren mußte, das kann sich niemand vorstellen. Mir ist jede Unordnung so körperlich widerwärtig wie manchen Leuten das Kratzen eines steil gehaltenen Schieferstiftes auf der Tafel, und oft bin ich in einem Vor-

trag aus dem Geleis gekommen, weil einem Quartaner der Kragen schief saß, oder weil der Primus der Klasse seine Weisheit mit einem tintenbefleckten Zeigefinger ankündigte.

Ich bezog eine nette, freundliche Wohnung, die meinen Ansprüchen durchaus genügte und als besonders angenehme Zugabe gerade die Aussicht auf den Stadtgraben bot. Dieser wurde im Winter von der goldenen Jugend aller Stände zum Schlittschuhlaufen benützt, ein Vergnügen, dem auch ich in freien Stunden gern und eifrig oblag.

Unter den Gestalten, die sich auf der glatten Fläche tummelten, war mir schon immer ein allerliebstes Mädchen aufgefallen, zu dessen frischem Gesichtchen und dunklem Kraushaar ein knabenhaftes Pelzmützchen ganz besonders hübsch stand, und das sich mit unbefangener Anmut dem Sport hingab, der damals von Mädchen nur selten und ausnahmsweise geübt wurde.

Da ich die kleine, zierliche Erscheinung eines Tages mit einem meiner Kollegen hatte plaudern sehen, so ergriff ich die nächste Gelegenheit, um diesen zu bitten, mich mit ihr bekannt zu machen, und wagte es, mich ihr zum Partner anzubieten.

Wir fuhren nun jeden Tag um dieselbe Zeit miteinander Schlittschuh, hielten merkwürdig gut Takt, sowohl in der Unterhaltung wie auf den blinkenden Eisen, und ich kam unmerklich dahin, daß mir die Stunden dieses Beisammenseins die wichtigsten des ganzen Tages wurden, gegen die alle Pflichtstunden versanken oder sich doch nur einer sehr unbedeutenden Wertschätzung zu erfreuen hatten.

Nach kurzer Zeit hatte ich Zutritt zum Elternhaus meiner kleinen Flamme, ich fand einen angenehmen, freundlichen Kreis, in dem ich mich sehr wohl und heimisch fühlte, und als das Weihnachtsfest herannahte — wir hatten ungewöhnlich früh Frost gehabt in diesem Jahr — ging ich stark mit dem Gedanken um, mein teures Selbst am Heiligen Abend, zu dem ich in der mir so werten Familie eingeladen war, als hoffentlich willkommenes Angebinde mit Herz und Hand einzubescheren.

Ich hatte mir diesen Abend gerade sehr schön zu solchem Entschluß ausgedacht, und da nur noch einige Tage bis dahin zu vergehen hatten, so wurde mir beim täglichen gemeinsamen Schlittschuhlauf die schönste Vorfreude, denn ich glaube — ich glaube, das Geschenk wäre nicht ausgeschlagen worden.

Es fehlten gerade noch vier Tage bis Weihnachten, da trafen wir uns wieder auf der Schlittschuhbahn. Ich kniete ritterlich nieder — mit untergebreitetem Taschentuch, was wohl kaum der Erwähnung bedarf — um meiner Dame die Eisen an die kleinen Füße zu schnallen, und als ich mich erhob, um mit ihr loszufahren, entdeckte ich, daß an ihrer pelzverbrämten Winterjacke ein Knopf fehlte! Nicht offen stand — was mich auch schon nicht angenehm berührt hätte — nein, er fehlte, er war abgerissen, und ein winziges Stück schwarzen Fadens bezeichnete sogar noch die Stelle, wo er gesessen hatte.

Dieser Anblick gab mir einen Stich ins Herz! Ich blieb während der ganzen Fahrt still und verstimmt; auf alle munteren Neckereien meiner Gefährtin hatte ich nur kurze, ernsthafte Antworten — so daß sie, ganz verwundert und betrübt, endlich auch verstummte und die sonst so heiteren Stunden uns trübselig genug vergingen. Wir trennten uns auch kühler als sonst — ich ging in böſester Stimmung nach Hause. Der Knopf, der kleine, seidenübersponnene Knopf war mir ein Dorn im Auge.

‚Sie hat nicht einmal gemerkt, daß ihr ein Knopf abgerissen war,‘ dachte ich düster und zornig und konnte den ganzen Tag nicht wieder zu guter Laune gelangen.

Mit dem Abend kamen nun freilich die bessern Gedanken.

‚Sie ist noch so jung,‘ flüsterte mir die Nachsicht zu, ‚sie hat wohl in der freudigen Hast, mit der sie zu unsrem Beisammensein eilen wollte, diese Kleinigkeit vergessen!‘ raunte die männliche Eitelkeit — kurz, ich beschloß, mich nicht zu früh durch die Sache verstimmen zu lassen — in vierundzwanzig Stunden kann man ja unzählige Knöpfe annähen, wie viel mehr den einen, und morgen wär dann alles in Ordnung und alles wieder gut.

Der nächste Tag setzte mit Nebel ein, durch den die Sonne dann um so strahlender und siegreicher durchbrach; die ganze Welt klirrte und flimmerte vor Frost. Die hübsche, waldige Umgebung des Stadtgrabens hatte ihre zarte silberne Reifrüstung angelegt — es war ein köstlicher Wintertag. Ich ging, nach der gestrigen kleinen Verstimmung doppelt froh gelaunt, dem Eise zu, ja, ich empfand den Rückschlag so lebhaft, daß ich

halb und halb entschlossen war, den frischen Morgen zu frischem Wagnis zu benützen — ‚warum mit zwei Tagen kargen, an denen man glücklich sein könnte?‘ dachte ich bei mir und begrüßte schon von weitem mit geschwenktem Hut die anmutige Mädchengestalt, die da eben auf dem Eise einherglitt.

Sie hatte die Schlittschuhe schon an — jener Kollege, den ich damals mit ihr im Gespräch getroffen hatte, und der auch im Hause ihrer Eltern verkehrte, war mir bei dem nun schon so gewohnten und lieben Dienst zuvorgekommen — auch eine Unordnung, die mich peinlich berührte und den ersten Schatten auf das sonnige Tageslicht warf!

Nichtsdestoweniger begrüßte ich die kleine Sünderin mit Verbindlichkeit und wollte eben eine gefühlvolle Redensart über Wintersonne und Sonne ihrer Anwesenheit hervorbringen, als — nein — darauf war ich nicht vorbereitet! Ich kam in Versuchung, mir die Augen zu reiben — ich that es sogar — aber die betrübende Thatsache ließ sich nicht wegreiben — der Knopf fehlte noch!

Mir war buchstäblich in dem Augenblick zu Mut, als wenn mir jemand einen Schlag ins Gesicht gegeben hätte. In traumhafter, einer Fata

Morgana ähnlicher Gestalt zog, während ich stumm und finster Hand in Hand mit der niedlichen Dame dahinflog, das Bild meiner künftigen Häuslichkeit an mir vorüber — ich sah verstaubte Topfpflanzen, schief hängende Bilder, lose im Einband sitzende Bücher — und als Krone dieses unerfreulichen Gebäudes fehlende Knöpfe — vielleicht nicht nur an der Winterjacke meiner Frau, sondern — ein Gedanke, der mir wirklich den kalten Schweiß auf die Stirne trieb — auch an meinen Kleidern — mir wurde schwarz vor Augen — ich blieb stehn.

Meine Gefährtin that natürlich ein Gleiches.

‚Mein Fräulein,‘ begann ich mit dumpfer Stimme, ‚ich ersuche Sie, mich zu beurlauben — ich fühle mich nicht aufgelegt, heute unsern Eislauf fortzusetzen!‘

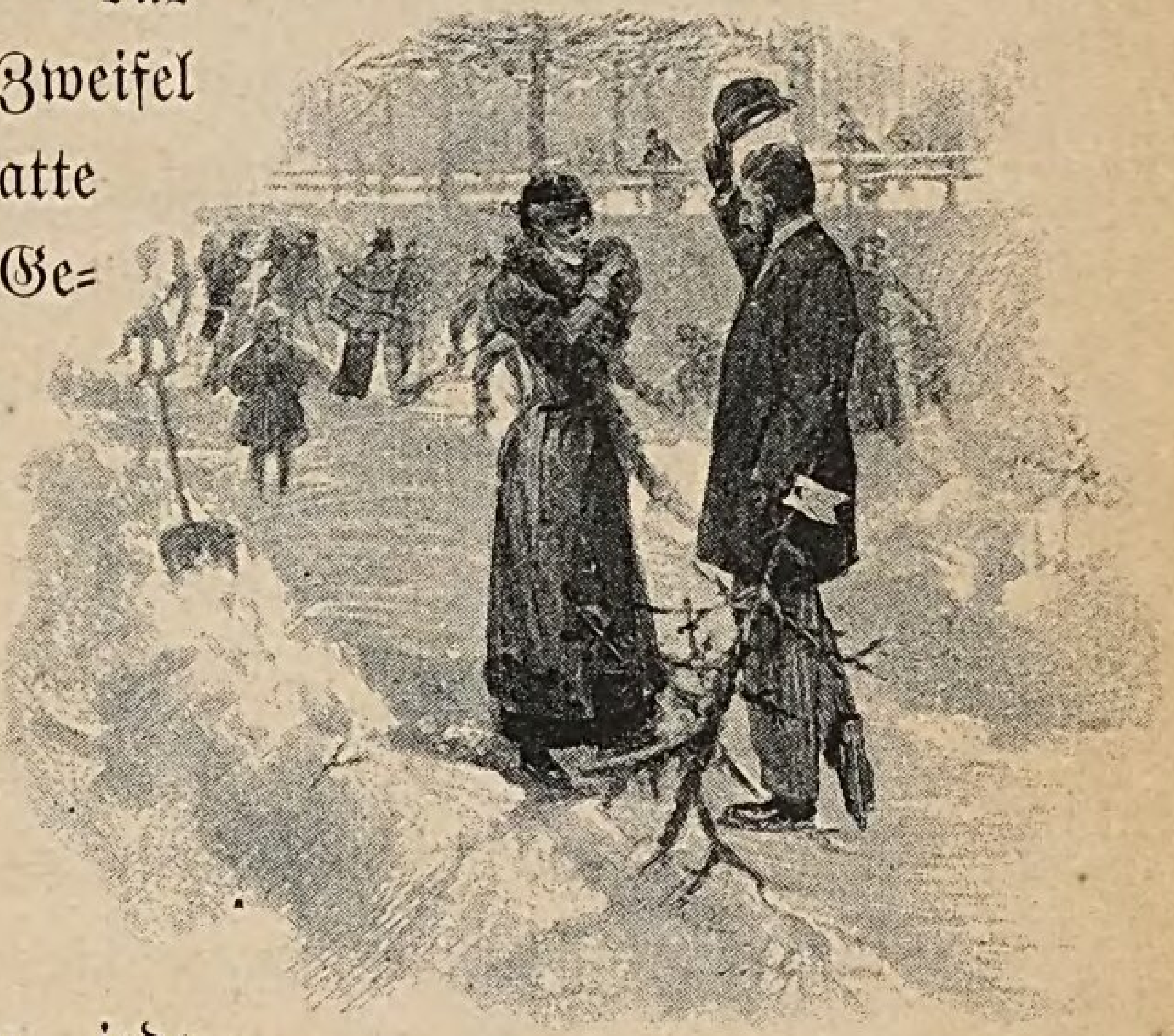
‚Nicht aufgelegt,‘ sagte ich — ich verschmähte absichtlich die Höflichkeitslüge ‚nicht wohl‘ — sie sollte es empfinden und ahnen, daß sie Schuld an meiner düstern Stimmung trüge.

Die junge Dame öffnete die Augen sehr weit.

‚Bitte!‘ sagte sie kühl — weiter nichts — und als ich, einer letzten Schwäche nachgebend, ihr die Hand zum Abschied hinstreckte, da verschwanden

ihre beiden, wie ich zu ihrer Ehrenrettung nicht verschweigen werde, tadellos behandschuhten Händchen blitzschnell im Muff — sie machte eine kühne Schwenkung auf den Schlittschuhen, fuhr in einem zierlichen Bogen davon und — da stand ich!

Sie war böse — das schien über allen Zweifel erhaben! Und sie hatte ja, von ihrem Gesichtspunkte aus, ganz recht! Aber ich konnte nicht anders.



Mein angeborener und anerzogener Widerwille gegen jede Nachlässigkeit war in dem Augenblick viel stärker als meine Liebe und — das fühlte ich mit größter Bestimmtheit — wäre es immer gewesen. Ich nahm meine Schlittschuhe ab und ging nach Hause, — in tiefen Gedanken, deren Endergebnis war, daß ich dem Schicksal noch einen letzten, unwiderruflich letzten Spielraum geben wollte — nach dem

bekannten Grundsatz, daß aller guten Dinge drei sind! Morgen wollte ich noch einmal, ein einziges=mal zur bestimmten Stunde nach der Schlittschuh=bahn gehen, und die Thatsache, ob der Knopf dann wieder angenäht war oder nicht, sollte über mein Lebensglück entscheiden. Bei mir stand also alles nicht, wie man zu sagen pflegt auf einer Karte, sondern auf einem Knopf. — Der Tag verging unangenehm, wie sich das von selbst versteht. Die Sonne verkroch sich mißvergnügt, vermutlich weil ich ihre Gunst, ihre ermutigenden Strahlen so wenig benützt hatte — der frühe Dezemberabend streckte seine Schatten schon in die vierte Stunde des Nach=mittags hinein. Ich gab in meiner ärgerlichen Erregung an diesem letzten Tage vor Schulschluß in der Klasse einen ungerechten Arrest und zwei unverdiente Ohrfeigen, deren Geister mich noch beim Korrigieren der Extemporalien verfolgten — und das Beste an dem ganzen Tage war, daß er zu Ende ging wie seine Vorgänger auch.

Der nächste Morgen fand mich als freier Mann — die Ferien hatten begonnen. .

Draußen war es trübe und finster, ein lauer, widerwärtiger Tauwind strich über die Straße, die

Oberfläche des Eises zeigte heute einen grauen, weichen Ton, der sehr häßlich gegen die gestrige, blendende Weiße abstach — auf der Straße standen kleine Pfützen, und ich bespritzte mir auf dem Wege nach der Schlittschuhbahn den linken Stiefel und konnte den Schatten dieses Fleckens nicht ganz vertilgen, wenn auch der Fleck selbst fort war.

In Zweifel und Bangen erreichte ich endlich mein heute doppelt bedeutungsvolles Ziel — pünktlich auf die Minute, wie sich das von selbst versteht. Ich ließ die Blicke umherschweifen. Menschen genug waren da — meine ganze Klasse wimmelte tobend und jauchzend um mich herum und genoß ihren ersten Weihnachtsferientag — aber meine Angebetete war nicht da!

Und sie kam auch nicht — ich wartete volle zehn Minuten — umsonst! Das Schicksal hatte, meines Zauderns müde, mir den letzten Trumpf, den ich ausspielen wollte, vor der Nase weggekapert — ich konnte mich nicht überzeugen, ob der Knopf angenäht war, und bin noch heute im Zweifel darüber. Denn, um es kurz zu machen — der Eigentümerin dieses Knopfes mochte bei meiner schlechten Laune, die ihr ja ganz unerklärlich blieb, am Ende

auch ein Zukunftsbild aufgestiegen sein — sie spielte mir das Prävenire, wie man zu sagen pflegt, und ließ mich links liegen, ehe ich ihr diesen Dienst hätte erweisen können.

Und vier Wochen darauf verlobte sie sich mit meinem Kollegen; wie die Ehe ausgefallen ist, und ob er sich über abgerissene Knöpfe zu beklagen hat, das weiß ich freilich nicht — denn ich ließ mich bald darauf an ein anderes Gymnasium versetzen und habe nichts mehr von den beiden erfahren, und ehrlich gesagt — auch nicht erfahren mögen! So ist mir denn der kleine Knopf zum Stein des Anstoßes und schließlich zu einem Felsen geworden, über den mein Lebensweg nicht hinüber konnte; ich mußte eine ganz andere Straße einschlagen, die wohl an manchem Unangenehmen, aber auch gewiß an mancher glücklichen und frohen Stunde vorbei geführt hat," schloß der Oberlehrer mit etwas bewegter Stimme.

Die Wirtin streckte ihm die Hand hin.

„Das war schade," sagte sie herzlich, „und eine harte Strafe für das Übertreiben einer guten Eigenschaft!"

Der Erzähler schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er, „im Grunde bin ich doch der festen Überzeugung, es wäre kein Glück geworden. Ich hätte mir an den Dornen solcher kleinen, unausbleiblichen Ärgernisse in meiner — ich will's gern zugeben! — zu weit getriebenen Pedanterie beständig die Finger zerstochen und nie mehr eine heile Hand gehabt, um sie zur Versöhnung auszustrecken. Jetzt kann ich mir meine sieben Sachen hübsch selbst in Ordnung halten und bin sicher, daß bei mir alles am Schnürchen geht, und das hat auch sein Gutes!"

„An was für Kleinigkeiten hängen doch die Menschenlose!" meinte der Hausherr halb ernst, halb lächelnd, „und doch ist es gewiß am besten so, denn Kleinigkeiten können gerade in der Ehe glücklich oder unglücklich machen."

„Du sprichst doch hoffentlich nur in Erfahrung der ersteren Eigenschaft?" fragte seine Frau mit etwas gehobener Stimme.

„Na!" erwiderte der Hausherr ungerührt, „ich habe wohl auch schon erlebt, daß ein Knopf nicht da saß, wo er sitzen sollte, mein Kind!"

„Ach, schweigen Sie doch ja," rief der General ärgerlich, „von solchen kleinen Wölkchen wollen Sie

Aufhebens machen, wo Sie im Himmel einer glücklichen Häuslichkeit mit einer lieben Frau und prächtigen Kindern sitzen? Sie wissen bloß nicht, wie gut Sie's haben!"

Der Regierungsrat lachte.

„Im Grunde weiß ich's doch — nicht wahr, Alte?" sagte er und hielt seiner Frau die Hand hin, die versöhnt einschlug.

„Ja, über diesem hübschen Familienbild vergessen wir aber unsere dritte Geschichte," nahm jetzt der Oberlehrer wieder das Wort, „der Herr Rechnungsrat hat jetzt genügend Zeit zum Maikäfern gehabt — wenn wir nach den Lichtern am Tannenbaum schließen dürfen, ist der Abend schon weit vorgerückt."

Auf diese Mahnung hin begann der alte Rechnungsrat denn mit einiger Verlegenheit seine Erzählung.

Es war ein kleiner, in sich gekehrter Herr, der für gewöhnlich nicht viel sprach und nur durch jeweilige, sehr humoristische Mienen seinen Beitrag zur allgemeinen Unterhaltung zu liefern pflegte.

„Ich bin beinahe fünfzig Jahr alt geworden, ohne überhaupt ans Heiraten zu denken," sagte er,

„ich hatte mein ganzes Leben lang Wichtigeres zu thun. Erst mußte ich mich mit Mühe und Not durch eine recht kümmerliche Jugend durcharbeiten, nur das Ziel vor mir, daß ich einmal meine alten Tage in Ruhe verleben wollte. — Da hatte ich nicht Zeit, mich rechts und links umzusehen, ob ich vielleicht eine fände, die geneigt wäre, mir das Leben süßer oder — saurer zu machen — je nachdem! Als ich zu Amt und Brot gekommen war, starben mein Bruder und seine Frau rasch hintereinander und hinterließen mir als einziges Erbteil die Sorge für ihren fünfjährigen Jungen, den ich ins Haus nehmen und erziehen mußte. Na, und ich kann wohl sagen, mehr Ärger, mehr Rechnungen für zerrissene Stiefel und mehr — Spaß hätten mir zehn eigene Jungens nicht machen können. Darüber kam ich wieder nicht zum Heiraten.

Inzwischen wuchs der Bengel, der Karl heran, ging auf die Universität, studierte Medizin und machte sein Staatsexamen. Nun saß er bei mir und wartete auf Praxis. Was haben wir beide gelauert, ob sich nicht einmal ein unvorsichtiger Mensch als Versuchskaninchen für ihn hergeben würde; ich wäre sogar ganz bereit gewesen, selber krank zu werden,

damit der Junge Gelegenheit bekommen hätte, sein erstes Rezept zu schreiben — es dauerte uns beiden gar zu lange! Nun, wie alle Dinge in der Welt sich einzustellen pflegen, wenn man Zeit und Ausdauer hat, darauf zu warten, so kamen schließlich auch die Patienten.

Der Karl nahm sich eine eigene Wohnung, und ich saß nun allein, mittlerweile, wie gesagt, beinahe fünfzig Jahr geworden, und kam mir besonders im Hinblick auf meinen erwachsenen Pflegesohn noch um gut zehn Jahr älter vor, als ich's wirklich war. — Ich bewohnte damals ein kleines, nach einer Seite hin freistehendes Haus und hatte mich oft geärgert, daß die kahle Brandmauer, an der mein Schreibtisch stand, so viel Zug durchließ. Den alten Tisch da wegzurücken konnte ich mich aber nicht entschließen, dazu war ich zu sehr Gewohnheitstier.

Nun hatte man im Frühjahr angefangen, an diese Brandmauer ein neues Gebäude zu setzen, das nach Art unserer neuzeitlichen Häuser blitzschnell aus der Erde wuchs und im Herbst bezogen wurde. Am Klopfen und Hämmern, das bis tief in die Nacht ging, am Schieben und Rücken der Möbel

nebenan merkte ich sehr bald, daß ich Wandnachbarschaft bekommen hatte, und sollte es binnen kurzem in einer ganz verteufelten Weise innewerden.

Es waren vielleicht acht Tage vergangen, da fing ein unsichtbarer Nebenbewohner an, Klavier zu spielen. Das war hübsch! Mindestens eine Stunde des Tages Tonleitern — dudeldudeldudeldudel — immer auf und ab — und dann kam ein Stück — ein abscheuliches, niederträchtiges Stück — ich kann die Melodie heutigentags noch nicht hören, ohne in Wut zu geraten! Es war dazumal ein Lied in der Mode: ‚An Alexis send' ich dich', und dieses Lied mit einer Unmenge von Variationen übte sich das Wesen da nebenan ein, mit einer Ausdauer, die mich rein zur Verzweiflung brachte. An einer ganz bestimmten Stelle machte er oder sie alle Tage denselben Fehler; knipps — dann brach es in der Mitte durch, und dann ging der Jammer wieder von vorne an, wie ein Dompfaffe, der hundertmal am Tage eine Melodie halb zu Ende singt und ohne jeden vernünftigen Grund aufhört.

Und wenn der Musikteufel an bestimmten Stun-

den losgelassen worden wäre, da hätte man sich noch retten können. Aber er war unberechenbar.

Bald übte das Geschöpf früh um sieben Uhr, daß mir der ‚Alexis' schon in den Morgenkaffee gebrockt wurde — bald zur Essenszeit — dann wieder um die Stunde, wo ich meinen Nachmittagsschlaf hielt — und war das Ungeheuer mal ganz besonders vom tollen Klavier gebissen, wie man zu sagen pflegt, dann ging es auch abends um zehn los: ‚An Alexis send' ich dich!'

Ich geriet schließlich in den grenzenlosesten Ärger, ich wollte mir die Haare ausraufen — aber es half nichts! —

Eines Tages war es besonders schlimm, da hatte die Klavierfurie getobt von früh an — immer wenn ich dachte, nun kann sie doch nicht mehr, ging es nach kurzer Pause von neuem an — ich habe in meinem ganzen Leben nicht so unchristlich geflucht wie an jenem Unglücksnachmittag.

Als sie um sechs Uhr wieder loshämmerte, da hatte sie mich besiegt! Ich kannte das — fing sie um diese Stunde an, dann hörte sie vor nachtschlafender Zeit nicht wieder auf. Ich nahm in meiner Verzweiflung meinen Hut und ging aus,

obwohl ich seit Jahren des Abends nicht fortgegangen war; aber solch ein Musikkasten kann einen schließlich auch zum Hause heraustreiben!

An der nächsten Ecke sah ich einen Theaterzettel hängen — ich entschloß mich kurz und ging ins Theater; immer besser als ‚An Alexis send' ich dich', dachte ich bei mir.

Als ich eintrat, waren in der Loge noch ein paar Plätze frei, wurden aber nach kurzer Zeit von zwei Damen eingenommen. Die eine war eine gemächliche alte Person mit einer Spitzenhaube und einer Brille, die andere ein bildhübsches Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Auf besondere Beschreibungen brauche ich mich ja wohl nicht einzulassen und ausgelacht werde ich in jedem Fall, wenn ich sage, daß ich, der sein Leben lang sich nicht um die Weiber gekümmert hatte, mich als alter Mann in das Mädchen verliebte — auf den ersten Blick!

Es war aber so! Ich saß ganz wie verzaubert da, konnte meine Augen nicht von dem hübschen Gesicht losbekommen und hätte für mein Leben gern eine Art und Weise gewußt, wie ich mich ihr hätte bekannt machen können.

Im Zwischenakt thut sich auf einmal die Thüre unserer Loge auf, und wer tritt herein? Mein Neffe!

‚Was tausend, Onkel!‘ sagte er, und dann fängt er an, mir nichts, dir nichts, mit meiner Schönen zu plaudern, und es findet sich, daß sie alte Bekannte von einem Ball her sind.

Er stellte mich dann den Damen vor: ‚mein Onkel!‘ und die waren sehr liebenswürdig, das Mädchen wandte sich gleich zu mir und ließ den jungen Springinsfeld links liegen. Das war ja nun nicht übel und schmeichelte mir demgemäß.

Daß ich's kurz sage: von dem Abend an dachte ich ans Heiraten! Ich kaufte mir einen neuen Rock, ich ließ mir die Haare schneiden, ich ging in Konzerte und Gesellschaftsgärten, immer in der Hoffnung, den Damen einmal zu begegnen, und es traf sich auch des öfteren so.

Die Sache war soweit ganz schön, aber wenn der Mensch Pech hat — mir geriet mein Neffe ins Gehege! Brachte ich der hübschen Emilie einen Veilchenstrauß mit, so hatte er ein paar Rosen für sie in der Hand; wollte ich die Dame nach dem Konzert nach Hause bringen, so hieß es ‚aber lieber Onkel, du wirst dich doch nicht bemühen?‘ und er lief mit.

Ich wurde schon manchmal unangenehm — er stichelte auf mein Alter — kurz wir gerieten einmal bei einer derartigen Gelegenheit ernstlich aneinander.

Als er nun gar mit rotem Kopf mir zu hören gab, ich hätte ja doch wohl keine Aussicht, von einem zwanzigjährigen Mädchen erhört zu werden, da lief mir auch die Galle über.

‚Schön,‘ sagte ich, ‚lassen wir's drauf ankommen! Ich weiß, was ich weiß, und thue das, wozu ich Lust habe! Ich bin heute abend beim Herrn Bürgermeister Bauer, und Frau Müller mit Emilie ist auch dort.‘

‚Ich auch!‘ warf er ganz tückisch ein.

‚Eben,‘ sag' ich, ‚da mag sich's entscheiden! Ich frage Emilie, ob sie mich will, und du kannst ja meinetwegen auch fragen. Nimmt sie mich, so findest du dich drein — nimmt sie dich, sind wir geschiedene Leute!‘

‚Onkel!‘ fing er an — es wurmte ihn doch, als er mich so außer sich sah.

‚Still!‘ sagte ich, ‚ich bin fünfzig Jahr, du bist halb so alt, du kannst dich noch dreihundert Mal verlieben und hast dich schon dreihundert Mal

verliebt, ich habe es noch nie fertig gebracht und habe das Vorrecht!‘

‚Aber Onkel,‘ sagte er noch einmal, ‚du bist ja noch gar nicht bei Müllers im Hause gewesen!‘

‚Schadet nichts!‘ gab ich zur Antwort, ‚nimmt sie mich nicht, so ist mir das andere gleich, und nimmt sie mich, so komm’ ich bald genug ins Haus — und nun kein Wort mehr!‘

Wir trennten uns im Zorn — zum erstenmal — ich ging heim und wollte noch ein paar Stunden arbeiten, bis die Zeit da wäre, um in die Gesellschaft zu gehn. Ja — Profit Mahlzeit! fing da nicht richtig zur selben Minute das Gewimmer auf dem Flügel wieder an: ‚An Alexis send’ ich dich!‘

Das fehlte mir heute bloß noch!

Innerlich war ich in Wut auf meinen Neffen, in Wut auf mich selber; daß ich mich mit dem Jungen gezankt hatte, reute mich auch, und wer ist an allem schuld? Das Klavierungeheuer da drüben, das hat mich aus meinem Stillleben ins Theater getrieben, in die Unruhe, in die ganze Wirtschaft hinein, und das klimpert weiter, bis es mich aus dem Hause klimpern wird!

Na, als junger Ehemann wäre ich ohnehin

nicht da wohnen geblieben — der Gedanke kühlte meinen Zorn etwas ab — und inzwischen war es Abend geworden; ich ging zu Bürgermeisters. Mein Neffe war schon da, wir begrüßten uns ziemlich kurz und kühl, und als Emilie kam, hübscher und niedlicher wie je, faßte ich gleich neben ihr Posto und ließ ihn nicht heran.

‚Wer zuerst kommt, mahlt zuerst,‘ dachte ich und raspelte Süßholz, so gut ich's eben verstand. Ich war schon im Begriff, da die Sache flott ging, mit ein paar recht verständlichen Andeutungen ins Zeug zu gehen, mein Neffe schoß wahre Blitze aus seinen Augen zu uns herüber, ‚ja, gucke du nur!‘ denk ich — da kommt die Wirtin in diesem allerungeeignetsten Augenblick, nimmt das Mädchen beim Arme und will etwas von ihr und spricht in sie hinein, und sie gehen zusammen ins andere Zimmer.

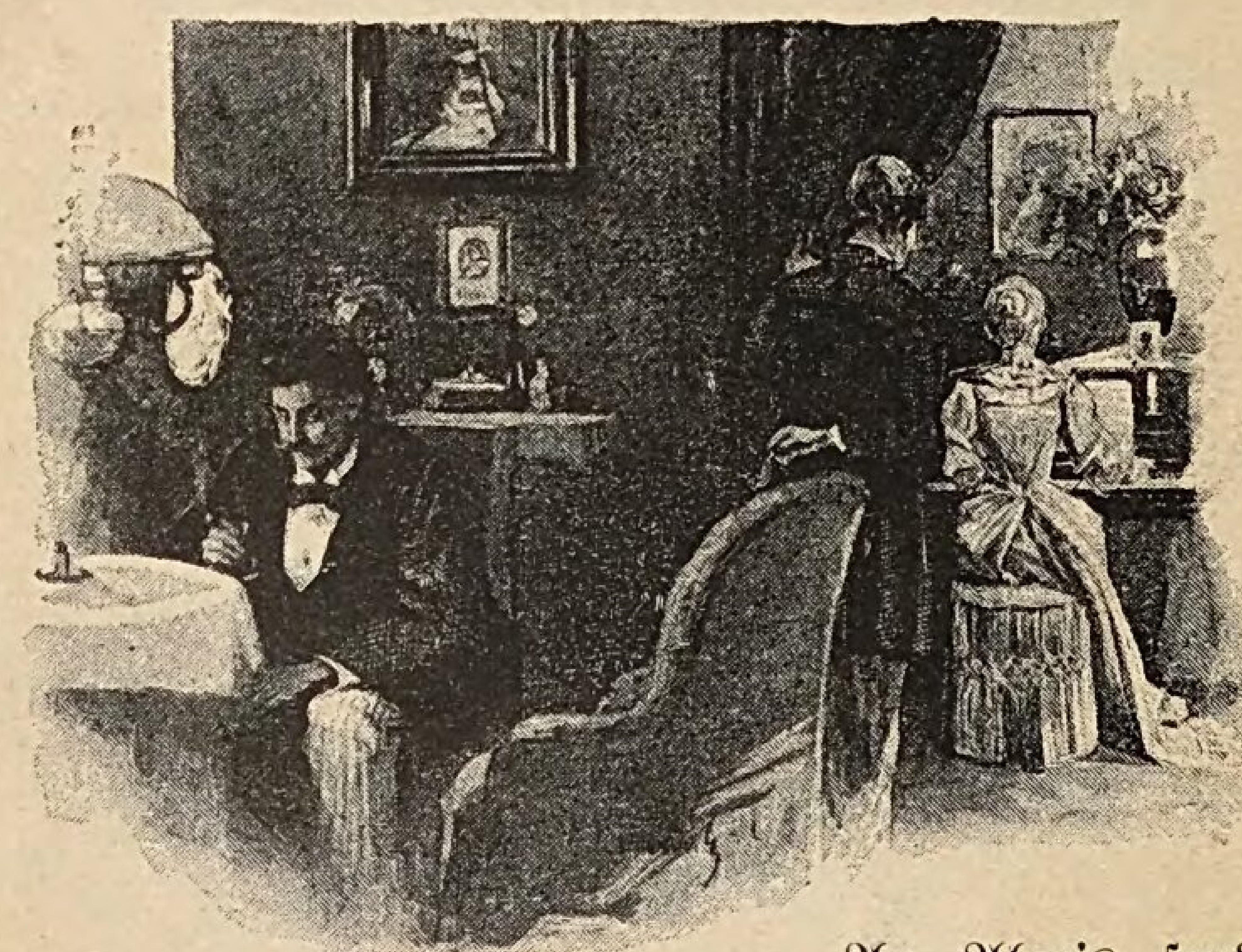
Ich trat ganz dicht an meinen Neffen heran.

‚Junge,‘ sag' ich, ‚du oder ich, aber aus ist's zwischen uns, wie's auch kommt — ich mag mir meine junge Frau von dir nicht angucken lassen wie ein Wundertier!‘

‚Gut!‘ sagt er trotzig, ‚so oder so!‘

Und wir stehen beide ganz verbissen neben einander und sprachen kein Wort mehr.

Da fängt in der Nebenstube jemand an, Klavier zu spielen; ich horche auf, das sollt' ich kennen!



‚An Alexis send' ich dich!' richtig! Und nach den ersten sechs Takten der alte Fehler — knipps — aufgehört und wieder angefangen!

Eine gräßliche Ahnung kommt mir, ich schleiche mich ganz leise an die Thür — da sitzt Emilie im rosa Kleide am Flügel und spielt ‚An Alexis send' ich dich!'

Und da war mir's doch gerade, als wenn mir

einer einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte! Sie war der Klavierteufel! Und den hätte ich mir um ein Haar selber ins Haus geholt und bis an mein seliges Ende keine Ruhe mehr gehabt vor ‚An Alexis send' ich dich!'

Nun, Gott sei dank, noch war's nicht zu spät! Ich drehe mich nach meinem Neffen um. ‚Sage mal!' frage ich tonlos, ‚wo wohnen Müllers eigentlich?'

‚Nun in dem neuen Hause neben dir!' sagte er ganz verwundert — und nun war der letzte Zweifel gelöst! — Sie war's!

‚Junge!' sag ich ganz sanft und wehmütig, ‚in mir ist eine Wandlung vorgegangen! Du sollst sehen, daß du einen großmütigen Onkel hast — unser gutes Verhältnis ist mir mehr wert als mein Lebensglück — ich lasse dir Emilien — ich trete zurück!'

‚Ist das dein Ernst?' fragt er — und so recht von Herzen antwortete ich: ‚Ja — mein vollster Ernst!'

Und so kam es, und so blieb es!

Karl hat den Klavierteufel geheiratet, und ich habe den Vorteil gehabt; ich bin ganz ruhig in

meiner Wohnung geblieben, denn die Alte konnte zum größten Glück nicht Klavier spielen und gab Emilie den Flügel mit. Und wenn ich jetzt abends mein Glas Bier bei meinem Neffen trinke, da spielt mir Emilie sogar manchmal vor ‚An Alexis send' ich dich', und ich habe eine rechte reine Freude daran, wenn ich denke, daß ich es jetzt so selten hören muß und um ein Haar aus reiner Narrheit es mein ganzes Leben hätte hören müssen. Den Fehler macht sie übrigens immer noch!

Da haben Sie meine Geschichte," schloß der Rechnungsrat und that einen tiefen Zug aus seinem Punschglase, „und so viel habe ich, glaube ich, in zwanzig Jahren nicht mehr gesprochen!"

Die andern lachten herzlich.

„Vielen Dank!" sagte die Wirtin wieder, „es ist doch zu hübsch und lehrreich, namentlich für eine Mutter von mehreren Töchtern, hier einmal so viel Gründe zu erfahren, an denen Heiratsabsichten scheitern können."

„Ja," bemerkte der General, „aber nun fehlt uns noch der Schlußstein zum Gebäude! Sie wollten ja erzählen, wie Sie und Ihr Herr Gemahl zusammengekommen sind, meine gnädige Frau, eine

Geschichte mit gutem Ausgang für die Hauptpersonen müssen wir doch auch hören!"

Die Hausfrau schüttelte den Kopf.

„Das muß mein Mann erzählen," sagte sie und lachte, „ich habe eine zu passive Rolle dabei gespielt!"

„Eine Geschichte ist es gar nicht — man könnte es höchstens einen ‚seltenen Fall' nennen," meinte der Regierungsrat, „aber auf eine absonderliche Weise haben wir uns freilich kennen gelernt! Ich sollte durchaus heiraten und wollte nicht recht 'ran, und meine gute Mutter pflegte zu sagen: ‚Ja wenn der Franz sich einmal entschließt, dann muß es ihm die junge Dame so bequem machen, daß sie die Erklärung und den ersten Fußfall übernimmt — dann läßt er vielleicht die Cigarre darüber ausgehen und hebt sie in Gnaden auf!' Und so kam es bei uns!"

„Nun bitte," rief Frau Klara empört, „erzähle doch ordentlich! Die Herren bekommen ja sonst einen hübschen Begriff von mir!"

Der Regierungsrat sah sehr belustigt aus.

„Ja, ja," sagte er, „du sollst deine Ehrenrettung haben. Also, meine Herren, ich war in B . . .

als Assessor bei der Regierung angestellt und hatte noch nicht den unschätzbaren Vorzug gehabt, meine jetzige Frau kennen zu lernen. Die Stimme des Herzens, der man im allgemeinen solche besondere Pfiffigkeit anzudichten geneigt ist, schwieg sogar bei mir ganz vernehmlich, als wir uns einen Abend lang unter demselben Dach befanden — ich ließ mich ihr — das heißt meiner späteren Frau — nicht einmal vorstellen!"

„Das war stark!" warf der General ein.

„Aber verzeihlich," erwiderte der Erzähler kaltblütig, „denn es war ein Riesenrout beim Oberpräsidenten der Provinz, in einer Temperatur, die an den fünften Grad der Läuterung im Fegefeuer erinnerte, dabei wohl an zweihundert Menschen in einem Raum — kurz, man hätte Übermenschliches leisten müssen, um sich an diesem Abend allen hübschen Mädchen vorstellen zu lassen — von den häßlichen ganz zu schweigen!

Ich hielt aber mutig duldend bis ans Ende des Vergnügens aus, holte mir dann mit einem erleichterten Seufzer meinen Überzieher und Hut aus der Garderobe und stand, nichts Böses gewärtig, in dem großen Hausflur, auf den die Frei-

treppe mündet. Ich wartete noch auf einen guten Bekannten, mit dem ich mich zu einem Glase Bier verabredet hatte.

Die Damen kamen eben in Mäntel und Kapuzen vermummt, die breite Treppe herunter — eine von den Feen mochte wohl zu lebhaft an ihren Kotillontänzer denken —"

„Fiel ihr nicht ein!" unterbrach ihn Frau Klara.

„Vielleicht hatte sie auch zu hohe Absätze," fuhr der Hausherr ungestört fort, „was ihr ‚einfiel', weiß ich nicht — jedenfalls verlor sie das Gleichgewicht aus irgend einer Ursache, schoß wie ein Pfeil im Stolpertempo die ganze Treppe herunter und warf, in dem erklärlichen Wunsche, sich einen festen Halt in diesem verhängnisvollen Augenblick zu suchen, beide Arme um den ersten Gegenstand, der ihr in den Weg kam — und das war zufällig — mein Hals!

Ja, meine Herren, ein hübsches, junges Mädchen im Ballstaat, das ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte, flog mir mit beiden Armen um den Hals, und Sie werden mir zugeben, daß ein deutlicheres Entgegenkommen auch von dem anspruchsvollsten, jungen Manne nicht verlangt

werden kann! Ich nahm denn natürlich sehr artig den Hut ab und sagte: ‚Mein Fräulein, ich bin kein Unmensch —‘“

„Verzeih!“ fiel ihm hier seine Frau in die Rede, „du sagtest und thatest gar nichts dergleichen, sondern machtest ein Gesicht, wie ich es zum Glück später geistreicher von dir gesehen habe, und erst, nachdem ich dich, von Entsetzen gebannt, eine halbe Minute lang angestarrt hatte, stottertest du möglichst verlegen und ungeschickt: ‚Sie haben sich doch hoffentlich nicht wehgethan?‘“

„Und diese zarte Rücksicht im Augenblick eines gewaltsamen Überfalls gefiel meiner Frau so ausgezeichnet,“ sagte der Regierungsrat, „daß sie, als wir unsere gegenseitige Bekanntschaft auf diesem allerdings recht ungewöhnlichen Wege eingeleitet hatten, den sonstigen Vorzügen meiner Persönlichkeit nicht zu widerstehen vermochte und mir vor nunmehr fünfzehn Jahren ein zweites, aber nicht unwiderruflich letztesmal um den Hals fiel — an unserm Verlobungstage. Und so kann ich mit Fug und Recht behaupten, daß meine Frau sich mir im vollsten Sinne des Wortes an den Hals geworfen hat!“

„Ohne von ihrer Hochachtung ein Titelchen

dadurch einzubüßen," ergänzte der General, „was gewiß nicht vielen jungen Mädchen vorkommen wird!"



„Nun aber nach Hause!" sagte der Oberlehrer und erhob sich, nach der Uhr sehend, der erste Weihnachtsfeiertag hat schon begonnen, und wir waren, meines Wissens nach, nur zum Heiligen Abend hier eingeladen!"

„Und der ist wieder mal vorüber," seufzte die Hausfrau. „Nun, nächstes Jahr sitzen wir, so Gott will, wieder hier zusammen, und bis dahin fällt am Ende jedem von uns eine neue Geschichte ein — oder er erlebt sie gar!"

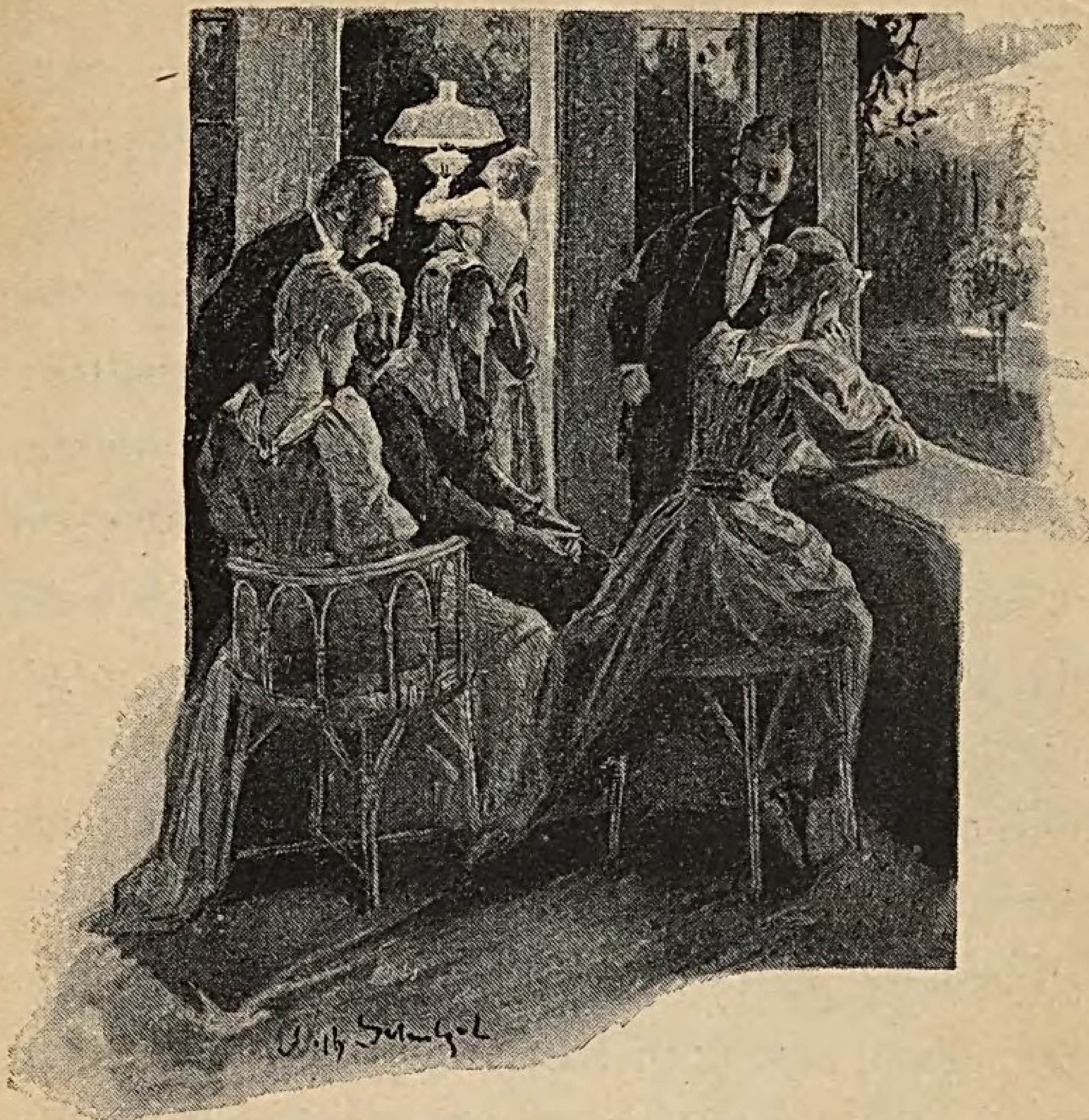
„Nehmen Sie sich nur vor den Treppen in acht," rief der Regierungsrat seinen Gästen nach, als er ihnen in den Flur hinaus leuchtete, „Sie

haben es ja heute gehört, da kann auch dem hartnäckigsten Junggesellen sein Glück an den Kopf fliegen!"

„Nun, wenn es nur das Glück ist," erwiderte seine Frau heiter, „das ist ja in jeder Gestalt willkommen! Vergnügte Feiertage, meine Herren!"

„Und „vergnügte Feiertage" scholl es zurück, dann fiel die Hausthür hinter den Gästen zu, und eben brannte das letzte Weihnachtslicht aus — es hatte gewiß noch die Geschichten zu Ende hören wollen.

Des Rittmeisters erste Liebe.



Die Lampen im Gartensalon waren auf allgemeinen Wunsch noch einmal hinausgetragen worden, und das interessante Gespräch über „erste Liebe“ konnte unter dem Schutz der Dämmerung fortgesetzt werden.

Da die Hausfrau auch ohne Licht stricken konnte, hatte sie liebenswürdig „nichts dagegen“, daß die beliebte Dunkelstunde noch verlängert wurde, und ließ die Gesellschaft um sich her weiter plaudern

und erzählen. Wer es mochte und konnte, gab seine und anderer Erfahrungen über „erste Liebe" zum Besten — ich muß bemerken, daß sich nur zwei Personen in der Gesellschaft befanden, die noch kein Wort zur Unterhaltung beigetragen hatten.

Die eine war die Tochter des Hauses, die am offenen Fenster saß, und stumm in den Garten blickte; sie zählte erst siebzehn Jahre, und hatte folglich entweder noch keine „erste Liebe" oder sprach noch nicht davon. Die zweite Person, welche ihre Erfahrungen, wenn sie deren besaß, noch für sich behielt, war der Stiefbruder der Hausfrau, ein ehemaliger Rittmeister, der sich jetzt in der Nähe der Stadt angekauft hatte und seine Abende oft und gern in dem Hause der Geschwister zubrachte.

Er war nicht mehr ganz jung, hatte schon ein paar vereinzelte Silberfäden in seinem dunklen Haar, war bis auf den heutigen Tag unverheiratet und unverlobt, und konnte manchmal ein wenig ironisch sein. Er saß auch am offenen Fenster, seiner reizenden Stiefnichte gegenüber.

An ihn wandte sich die Hausfrau jetzt.

„Nun Erich — du bist uns die Geschichte deiner ‚ersten Liebe' noch schuldig."

„Ich wage nicht, sie zu erzählen," erwiderte der Rittmeister, und strich sich den Schnurrbart, indem er einen heimlichen Seitenblick nach der schweigenden Gestalt seines Vis-à-vis warf, „Elisabeth würde mich wieder für einen unendlich prosaischen Menschen halten."

„Dafür halte ich Sie ohnehin," sagte Elisabeth kurz.

„Um so mehr! — Ich möchte den Eindruck nicht verschärfen! Wenn ich ein reizendes kleines Erlebnis erdichten darf, mit Mondschein, Seufzern und Vergißmeinnicht in lyrischen Gedichtbüchern gepreßt — oder waren es Veilchen, Elisabeth, die Sie gestern in den „Geibel" legten?"

Elisabeth würdigte ihn keiner Antwort. Aber trotz des Dämmerlichtes sah der Rittmeister, daß sie tief, tief errötete, was er sich weislich deutete — wie er Lust hatte! Denn plötzlich fiel ihm ein, daß er ja gestern seiner Stiefnichte Veilchen gepflückt habe. Wenn er sich bei dieser Entdeckung heimlich die Hände rieb, so wird ihm das niemand verdenken.

Die Hausfrau unterbrach die etwas verlegene Pause, indem sie heiter sagte: „Du hast uns doch

jetzt schon zugestanden, daß eine Geschichte da ist, also erzähle sie nur, Erich, oder sind deine Lieben so zahlreich gewesen, daß du dich auf Nr. 1 nicht mehr besinnen kannst?"

„Das kann ich nur zu gut," erwiderte der Rittmeister lachend, „und auf jede Gefahr hin werde ich erzählen. Aber ich mache mir im voraus aus, daß ich dann keine Vorwürfe bekomme — ich erzähle, was ich erlebt, und die Wirklichkeit ist nicht so poetisch, wie unsere Wünsche und Träume."

„Nun, immer losgeschossen," rief ein anderer aus der Gesellschaft ungeduldig, „wer eine Vorrede von länger als fünf Minuten macht, zahlt Strafe!"

„Ich gehorche!" sagte der Rittmeister. „Nun denn, ich befand mich als junger Offizier während eines heißen Juli auf kurzem Urlaub in Prag und schwamm dort, unbekannt, wie ich war, in dem halb lustigen, halb melancholischen Strom mit, der das Leben dieser wunderbarsten aller Städte durchzieht.

Ich bin nie ein Kunstschwärmer oder Kunstkenner gewesen, die Wirklichkeit, diese Staffage der Kunst mit ihren vielfarbigen Gestalten und immer wechselnden Bildern, hat auf mich stets einen mäch-

tigeren Reiz ausgeübt, als die Versuche, diese Wirklichkeit in kaltem Stein oder auf Leinwand nachzubilden.

So fand ich mich denn, statt in den Museen und Gebäuden, meist im Freien wieder — ich verschlief oder verträumte den grellsonnigen Tag in meinem schattigen Hotelgarten und kam, wie ein Nachtfalter, erst mit der Dämmerung zum Vorschein.

Dann trieb ich mich auf den volksbelebten, großen Plätzen, an den schönen, alten Bäumen umher, ich schlenderte die breite Brücke entlang, zu deren beiden Seiten der tiefgrüne Buchenwald die Ufer begrenzt; oder ich saß in einem der Cafés, die dicht am Strom gebaut sind, und sah die tausend Sterne der Sommernacht sich in dem dunkelklaren Wasser spiegeln, während ein Glas Eis und die wildtraurige Musik irgend einer czechischen Kapelle zum Naturgenuß accompagnierten. So auch an dem Abend, der für diese Geschichte denkwürdig ist.

Das Theater war aus, von den Türmen zitterte schon der Glockenschlag der elften Stunde durch die Nacht, und die köstlichste Kühle strich vom Wasser her. Zu meinem Mißvergnügen regnete es Men-

schen in meine stille Stunde — sie sahen zwar zum Teil malerisch genug aus, wie sie in ihren bunten Toiletten (man geht in Prag in vollstem Staat ins Theater) so durch den Garten wandelten. Aber mir war an dem Abend — warum, weiß ich nicht — nach weichherziger Einsamkeit zu Mute, was mir heute fast niemand mehr zutrauen will.

Nun, ich saß ziemlich zurückgezogen im Schatten einer tiefgrünen Geißblattlaube und beobachtete beim unruhigen Schein eines Windlichts die mannigfachen Gruppen, die bald scharf, bald dämmrig beleuchtet an mir vorüberstrichen.

Da — wie ein Traum — wie eine Märchenerscheinung wandelt ein Paar daher. Ein großer, schlanker, dunkler Mann, einem italienischen Nobile gleichend, mit tiefschwarzem Henriquatre und einem Gesicht, wie der Graf von Lavagna, führt eine Frau am Arm — eine Frau von so unbeschreiblicher Schönheit, daß mir buchstäblich Mund und Augen offen stehen blieben.

Von zehn blonden Italienerinnen sind an und für sich schon neun zum Tollwerden schön — und diese — eine Erscheinung, als wäre sie eben aus einem Giorgioneschen Bilde gestiegen, war schöner,

wie die neun andern zusammengenommen. Sie trug einen schwarzen Schleier im Haar, und ein schwarzes Seidenkleid rauschte und knisterte um sie her. Alles schwarz — nur am Hals und an den schmalen Handgelenken sprühte ein tausendflammiges Feuer von Edelsteinen. Kurz, wenn die funkelnde Sommernacht sich hätte auf das Köstlichste personifizieren wollen, so wäre sie in dieser Gestalt erschienen.

Die Schöne blickte aus großen, nachtschwarzen Augen ruhig, gleichgültig und tieftraurig über die Welt hinweg, als wenn ihr diese so schweres Leid angethan hätte, daß sie ihr keinen Blick mehr zu schenken gedächte. Und diese düstre Schwermut lag nicht bloß in den wunderbaren Augen, sie überschattete gleichsam das bleiche Gesicht — es stand eine ganze Geschichte von Schmerz, von Weltverachtung und stolz getragenem Elend in den Zügen — und während ich, wie im Traum, den langsam Dahinwandelnden folgte, ging es mir durch den Kopf — sie sei wohl vom Stamme jener Asra, welche sterben, wenn sie lieben."

„Höre," unterbrach hier die Hausfrau den Erzähler, „du hast uns auf Prosa vorbereitet, und

kommst jetzt mit einer solchen Märchenprinzessin an, die heutigen Tages noch dich in Ekstase versetzt. Man wird ja ganz gerührt über deine unglückliche Schönheit."

„Freut mich!" sagte der Rittmeister kurz und wandte sich an Elisabeth: „Nun, bin ich Ihnen heute poetisch genug?"

„Erzählen Sie weiter," sagte sie kurz und leise — sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, daß man ihr Gesicht nicht sah.

„Also — ich fahre fort. Ich folgte dem Paare durch mehrere Gänge, in fieberhafter Erregung — sie grüßten nirgends und wurden nirgends begrüßt, schienen also fremd zu sein. Ihre Sprache, von der einzelne Laute zu mir herüberdrangen, vermochte ich nicht zu verstehen. Sie bemerkten nicht, daß ich ihnen folgte, und als sie sich in einem entfernten Gange an einem Tischchen niederließen, erspähte ich mit Falkenblick einen Platz, von wo aus der scharfe Schein einer Gartenlampe auf die schöne Frau fiel, ich sie also, selbst ungesehen, beobachten konnte. Der Garten war schon menschenleer, und mich in meinem Versteck zu bemerken, schien fast unmöglich. Ich gestehe — qu'on est fol à vingt

ans! — ich verlor den Kopf binnen zehn Minuten um diese Frau — ich fabelte mir einen ganzen Roman über sie zusammen — über das Ereignis, welches den traurigen Schatten auf ihre weiße Stirn geworfen hatte. Vielleicht war sie dem Mann an ihrer Seite gezwungen angetraut — vielleicht liebte sie einen andern — o dreimal glückseliger anderer! Oder aber — doch was soll ich hier meine Sommernachtsträume aus dem stillen Garten in Prag noch einmal ins Leben rufen — sie sind versunken, wie die Sterne jener Nacht, und man soll keine Geister citieren.

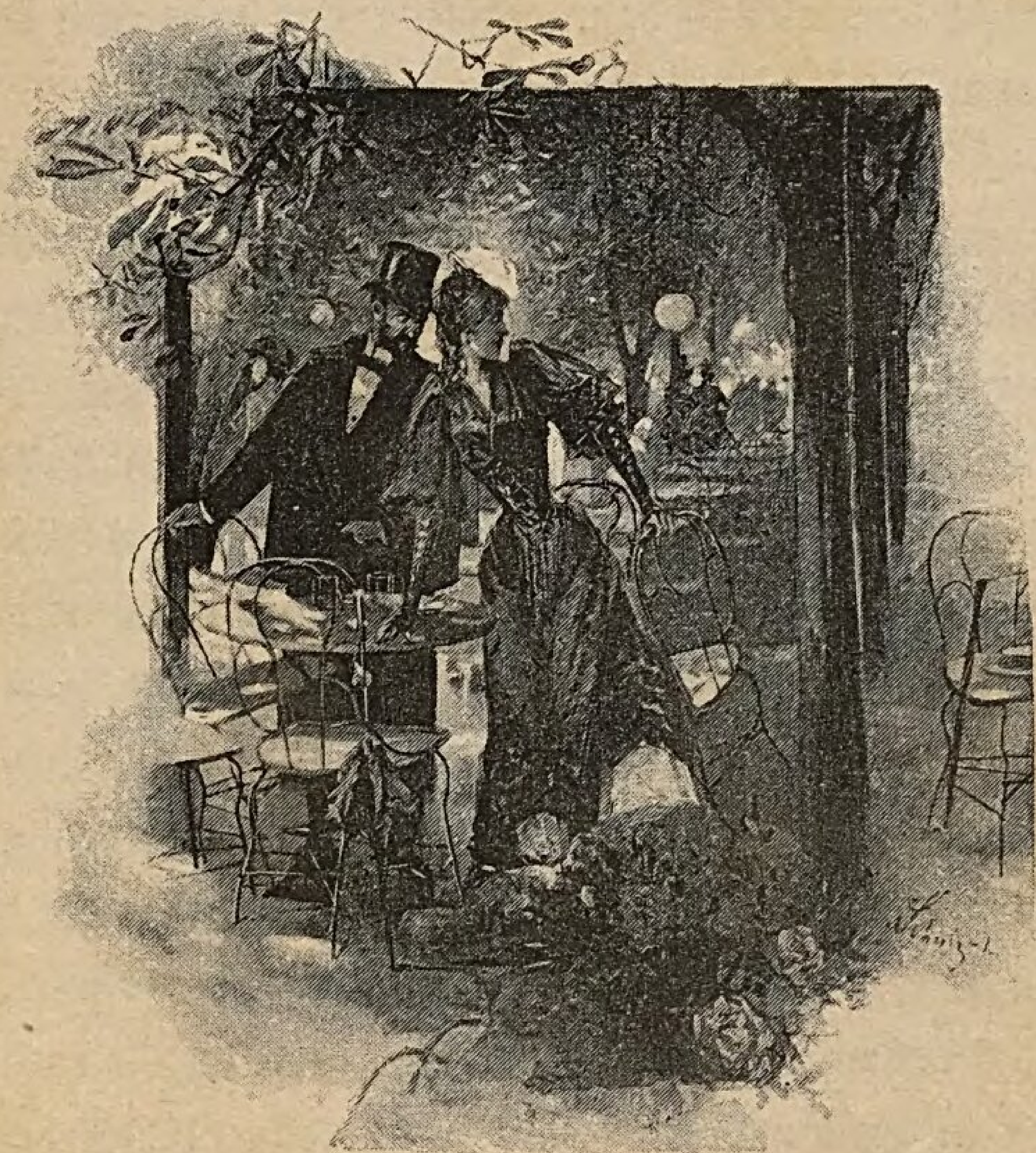
Das Paar, welches meine Gedanken mit diesem phantastischen Gewebe umspannen, war indes in der eifrigsten Unterhaltung begriffen — d. h. der Mann sprach, und die schöne Frau hörte mit gesenkten Augen zu, die nur einmal rasch, auf einen Moment sich hoben, um irgend einer besonders eifrigen Mitteilung zu folgen, die ihr Begleiter an sie richtete. Was dies war, konnte ich natürlich nicht hören, aber es flog ein Lächeln — das erste, das ich sah, über ihr Gesicht — ein seltsames Lächeln, bitter und verächtlich, dem ein ebenso verächtliches Achselzucken folgte.

Der Schurke! denn für einen solchen hielt ich den Mann mit dem kalten, geschmeidigen Gesicht — was mochte er ihr nur für Grund geben, so geringschätzig und abwehrend mit der Hand zu winken — mit der wunderschönen Hand?

In dem Augenblick, wo sie diese Bewegung machte, blitzte ein Armband an ihrem Handgelenk auf, welches mich durch seine Fassung seltsam interessierte. Es war mit einem in Brillanten gefaßten Wappen geschlossen und mit Arabesken verziert. In Form und Arrangement — ja, bis zum Wappen auf dem Schmuckstück, sah dies Armband zufällig der kleinen Dose ganz gleich, die ich von dem verstorbenen Prinzen Konrad erhielt und immer, auch heute noch bei mir führe."

Der Rittmeister unterbrach sich einen Augenblick und holte die Dose aus der Tasche, um sie seinen Zuhörern zu zeigen. Dann fuhr er fort:

„In meinem Wunsch, den fraglichen Gegenstand noch näher zu betrachten, bog ich mich vor — es lag mir gewissermaßen daran, einen Anhalt zu finden, um meine Vermutungen über das schöne, seltsame Paar auf festen Boden zu gründen. Aber



diese Bewegung verriet mich — der Mann wandte sich nach mir um, und mit einem sichtbaren Zusammenfahren erhob er sich und machte seiner schönen Begleiterin ein Zeichen, ihm zu folgen.

Jetzt sah ich es deutlich, sie stand unter der Herrschaft eines eifersüchtigen Tyrannen, denn sie erschrak heftig, wurde noch um einen Schein blässer und stand ebenfalls auf. Ein einziger flüchtiger

Blick traf mich — dann verschwanden beide eilig in dem Dunkel der Laubgänge.

Ich hatte in meiner Bestürzung nicht schnell genug die Verfolgung angetreten, denn als ich ein paar Augenblicke später den Fußstapfen der Schönen nachsetzte, war keine Spur mehr von ihr zu entdecken. Ich durchirrte den Garten nach allen Richtungen — er war leer, und ich schien der letzte Gast zu sein. Am Ausgang traf ich noch einen verschlafenen Kellner, dem ich ein reichliches pour boire in die Hand drückte und den ich nach dem auffallenden Paar ausfragte. Er zuckte die Achseln.

„Die Herrschaften müssen wohl fremd hier sein," sagte er, während er mir die Gartenthür öffnete, „ich kenne sonst alle Celebritäten in Prag — man ist ja nicht umsonst zehn Jahre Kellner! Ich bedauere, Ihnen keine Auskunft geben zu können, mein Herr!"

Damit entließ er mich, und ich schwankte wie ein Trunkener durch die mondweißen Straßen. Ich war zwanzig Jahr — noch nie hatte ein weibliches Wesen mein Herz schneller schlagen machen — ich hielt im großen und ganzen Verliebtheit für ein Unding — um so überwältigender kam die Macht

der Schönheit über mich — mein Kopf brannte, und als ich, nach ziellosem Umherstürzen, endlich totmüde im Hotel anlangte, konnte ich, mich zu unruhigem Schlummer auf mein Bett werfend, kaum den Morgen erwarten, um meine Nachforschungen nach der schönen Unbekannten aufs neue zu beginnen.

Trotzdem ich mir sagte, daß sie zu so früher Stunde kaum wach, geschweige denn auf der Straße sein würde, ging ich doch am nächsten Tage — einem Sonntag — um 9 Uhr schon wieder aus und durchstreifte die Stadt, mir die elegantesten Straßen zum Schauplatz meiner Rekognoszierungen wählend.

Und siehe da — ein merkwürdiger, ganz unerwarteter Zufall wollte mir wohl — aus einem der größten Hotels trat, eben als ich vorüber ging, eine tief verschleierte, hohe Frauengestalt — mein Herz schlug einen Augenblick wild und als wenn es zerspringen wollte, dann schien es gänzlich still zu stehen — sie war es — und allein! Also hier wohnte sie — nun mußte ja auch etwas über sie herauszufinden sein!

Sie trug ein kleines goldgerändertes Gebet-

buch in der Hand und ging langsam die Straße hinunter, wie ich annehmen konnte, ohne mich bemerkt oder doch wiedererkannt zu haben. Mit ihrem eigentümlichen, hoheitsvollen Gange, der stolzen Haltung des wunderschönen Kopfes mußte sie allen Vorübergehenden auffallen — ich sah, wie man sie anstaunte, wie fast jeder sich nach ihr umwandte, ohne daß sie, die das Aufsehen, welches ihre Schönheit erregte, wohl zu sehr gewöhnt sein mochte, es auch nur im geringsten zu bemerken schien. Am Eingange einer Kirche, aus der Orgelklänge und Chorgesang erschollen, drängte sich eine große Menschenmenge. Die schöne Frau gesellte sich dem Zuge zu und verschwand in dem steinernen Portal — ich folgte natürlich.

Doch da ich, um ihr nicht lästig zu fallen, eine gemessene Entfernung zwischen uns hatte lassen müssen, so konnte es geschehen, daß ich sie im Menschengewühl aus den Augen verlor und, gedrängt und gestoßen, in einer kleinen Bank, ziemlich weit nach hinten, meinen Platz fand, ehe ich recht wußte, wie mir geschah. Mich viel umzuschauen mußte ich natürlich vermeiden, um die Andacht der Gemeinde nicht zu stören; ich blieb also

auf meinem Platz und lauschte indes der schönen Musik, die in seltener Vollendung hier vorgetragen wurde.



Da — es giebt doch Ahnungen, wir mögen uns dagegen sträuben, so viel wir wollen, da empfand ich es plötzlich, einem elektrischen Schlage gleich, daß der Gegenstand meiner so rasch entfachten Leidenschaft in meiner Nähe sein müsse.

Ich wandte den Kopf vorsichtig, und — siehe da — unmittelbar hinter mir, anscheinend tief versunken in traurige und andächtige Gedanken, saß die schöne Frau. Die Bänke, von denen ich die eine, sie die andere inne hatte, waren ohne Rücklehne, und so konnte es wohl geschehen, daß sie im Moment, wo sie hinter mir Platz nahm, mich flüchtig streifte. Aber die feste, sichere Empfindung, die ich sofort hatte: „sie ist da!“ die rührte meiner Ansicht nach,

von der tiefen, magnetischen Gewalt her, die eine erste Liebe ausübt — und dieser Gewalt überließ ich mich rückhaltslos!

Was ich in dieser Stunde alles dachte — mir vornahm und wieder verwarf, ist gar nicht mehr zu sagen! Ich kam endlich zu dem Entschluß, die Kirche vor Beendigung der Feier zu verlassen und am Eingang auf die bezaubernde Fremde zu warten. Dort würde sich vielleicht Gelegenheit bieten, ihr im Gedränge behilflich zu sein und so eine Anknüpfung zu finden, welche mir jetzt allein des Lebens wert schien.

Ich führte meinen Vorsatz aus und stand in brennender Sonnenglut wohl zehn Minuten am Eingang des Gebäudes, bevor die Menge es verließ. Ich wartete — und wartete — die schöne Frau erschien nicht! — Die letzten, vereinzelten Kirchengänger streiften an mir vorbei — die Töne der Orgel verhallten — der Küster erschien mit seinem großen Schlüssel und — erklärte auf meine Frage, daß die Kirche noch einen zweiten Ausgang habe!

Ich verwünschte meine Dummheit und eilte, während sich über meinem Haupt schweigende, blei=

graue Wolkenmassen drohend zu einem Gewitter zusammenballten, die Straße hinunter nach dem Hotel, aus dem ich die Fremde heute Morgen hatte treten sehen.

Der Portier, den ich um Auskunft bat, wußte sofort, wen ich meine, als ich nach einer wunderschönen Dame fragte. Die Herrschaften wären aus Spanien oder Polen, sagte er, und erst ein paar Tage da. Sie seien unmenschlich reich, hätten aber keine Dienerschaft mit, die sie wohl wo anders erwarte, denn heut abend wollten sie weiter reisen, und sich dann auch ins Fremdenbuch eintragen, was bisher noch nicht geschehen sei.

„Sie wohnen im ersten Stock, nach dem Platz heraus," fügte der Mann hinzu, und sah mich pfiffig an, „die Dame sitzt oft am Fenster."

Ich wandte mich ohne ein weiteres Wort ab, gab ihm ein Geldstück und ging nach Hause. Die Nachricht, daß meine Angebetete schon an diesem Abend weiter reisen wollte, hatte mich, erregt, wie ich war, völlig betäubt, und erst nach und nach wich dieses Gefühl einer gewissen Resignation.

„Es soll nicht sein," dachte ich, „ich soll in eine Beziehung zu ihr treten — und es ist viel-

leicht gut so! Wozu hätte es auch führen können, — zu einer Leidenschaft, die mein ganzes Leben vernichten würde, wenn sie nicht erwidert wird — und solch armer Thor bin ich nicht, um zu hoffen, daß die Göttin mich auch nur bemerkt — geschweige denn, einen Gedanken auf mich gewendet hat. Aber ich möchte sie noch einmal sehen — noch ein einzig=mal — und mag es dann kommen, wie es wolle!"

Der halbe Tag war indes fast schon vergangen, ich beschloß — denn ich war noch nicht in den Jahren, wo die Liebe mächtiger ist, als der Hunger — also ich beschloß, mich umzukleiden, um zur table d'hôte hinunter zu gehen. Im Begriff, den Rock abzulegen, griff ich in die Tasche, um mein Notizbuch herauszunehmen, und faßte einen fremden Gegenstand. Ich zog ihn hervor, und wer be=schreibt meine Gefühle — die wirklich fast wahn=sinnige Aufregung, die mich erfaßte, als ich — das Armband der schönen Frau zwischen den Fingern hielt! Zitternd und kaum meinen Augen trauend, wandte ich es hin und her. — Kein Zweifel — da war das in Brillanten gefaßte Wappen — es war dasselbe Schmuckstück, welches am Abend vor=her an der weißen Hand der Unbekannten geglänzt

hatte, deren Schönheit mich so nahezu um den Verstand brachte!

Und was sollte dieser wunderbare Fund bedeuten? Sie mußte mich doch gesehen und bemerkt haben — ich mußte ihr, unbegreiflich, wie es mir schien, nicht gleichgültig geblieben sein — durch dieses Armband gab sie mir gleichsam ein Zeichen — deutete mir den Weg an, zu ihr zu gelangen — „von Perlen baut sich eine Brücke" — ich konnte mich als glücklicher Finder vorstellen — und nun war alles gut! —

Der Gedanke, die Fremde für eine Abenteurerin zu halten, kam mir nicht — konnte mir nicht kommen! Ihre ganze Erscheinung, die edle Schwermut ihres herrlichen Gesichts, die gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Bewunderung, die sie umgab — alles dies sprach in mir deutlich genug für ihren Charakter! — Hätte sie einen einzigen gefallsüchtigen oder auch nur freundlichen Blick für mich gehabt, ich wäre schwankend geworden! Aber sie verschmähte es, mir anders als durch dies wundersame Zeichen anzudeuten, daß sie meine stumme Anbetung bemerkt habe — wer weiß, ob sie nicht meine Hilfe gegen den Mann in Anspruch nehmen

wollte, mit dem ich sie gestern gesehen — „und ich will ihr helfen!" rief ich so laut, daß ich selbst erschrak. Denn ich war bei meinen Reflexionen schon auf der Straße angekommen, hatte mir zu dem projektierten Umziehen nicht Zeit gelassen, sondern eilte in demselben Anzug, in dem ich in der Kirche gewesen war, nach dem Hotel.

Das Gesicht des Portiers verzog sich zu einem Grinsen, als er mich schon wieder erblickte.

„Sind die Herrschaften im ersten Stock zu Hause?" fragte ich mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Der Herr ist ausgegangen," sagte der Mann und sah mich prüfend an, „aber die gnädige Frau ist vor einer Stunde nach Haus gekommen."

„Wollen Sie meine Karte hinauftragen?" fragte ich, „ich ließe die gnädige Frau um die Gunst einer kurzen Unterredung ersuchen."

Der Portier verschwand und kam bald zurück.

„Die gnädige Frau lassen sagen, der Herr wäre ihr zwar unbekannt, doch wenn sein Anliegen von Wichtigkeit sei, möge er näher treten."

Ich folgte dem Portier, der mir ein Zimmer

öffnete und zugleich sagte: „Die gnädige Frau bittet, einen Augenblick zu warten.“

Ich stand in einem höchst eleganten Zimmer, wie man es in den großen Hotels von Prag oft findet. Also hier wohnte sie!

Wer mir am Abend vorher gesagt hätte, ich werde heute in den Räumen stehen, die von der Beherrscherin meiner Gedanken bewohnt waren — und zwar auf eine indirekte Aufforderung von ihr selbst — ich hätte ihn für den größten Thoren der Erde gehalten!

Mit dem brennendsten Interesse ließ ich meine Blicke durch's Zimmer schweifen, dessen Einrichtung gewiß nicht von denen anderer Gasthäuser abwich, mir aber nichtsdestoweniger wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht erschien.

Minute auf Minute verstrich indessen. Da die Herrin meines Herzens sich noch immer nicht zeigte, trat ich zum Fenster, um mir durch Herabschauen auf die Straße die Zeit zu vertreiben. In dem Augenblick stieß ich unvorsichtig an ein Tischchen, von welchem ein Gegenstand herab und zur Erde fiel. Ich bückte mich schnell danach. O Wunder — es war eine kleine, mit Juwelen besetzte Dose,

so der meinen gleich, daß ich überzeugt war, neben einander wären beide nicht zu unterscheiden gewesen. Den Versuch mußte ich machen.

Ich greife in meine Tasche — aber was ist das? meine Dose ist fort — verschwunden — und an demselben Morgen hatte ich sie noch betrachtet, um mich an der Ähnlichkeit mit dem Armband zu amüsieren.

Es ist selten ein sehr angenehmer Zustand, wenn einem die Schuppen von den Augen fallen — mir wenigstens war es in diesem Moment verteufelt unangenehm! Ich näherte mich der Dose — meiner Dose — so vorsichtig, als könne sie explodieren — öffne sie — da steht mein Name, das Datum des Empfanges — der Geber — alles!

In dem Augenblicke — ich hatte mein Eigentum eben wieder auf den Tisch gestellt und mir überlegt, was ich thun sollte — öffnete sich langsam die Thür zum Nebenzimmer, und die schöne Frau erschien.

Ich gestehe, daß mir trotz allem wieder ganz verwirrt zu Sinne wurde, als ich ihr so gegenüber stand. Aber nur einen kurzen Moment — das Sturzbad war zu ernüchternd gewesen!

Sie blickte mich fragend — unaussprechlich vornehm aus ihren herrlichen Augen an — aber plötzlich wurde sie verwirrt.

„Sie wollten mich sprechen, mein Herr,“ begann sie stockend und in gebrochenem Deutsch — fliegendes Rot und Blässe jagten sich auf ihrem Gesicht — die Frau dauerte mich in dem Augenblick!

„Ich war so glücklich, gnädigste Frau,“ begann ich sehr ruhig, um sie gleichfalls ruhiger werden zu lassen, „ein Ihnen gehöriges Schmuckstück zu finden. Sie haben zufällig etwas gefunden, was mir gehört — die Sache ist sehr einfach — changeons!“

Und ich überreichte ihr das Armband mit einer tiefen Verbeugung — nahm mit einem zweiten, ebenso tiefen Kompliment meine Dose vom Tisch und empfahl mich, ohne noch einen Blick nach der Frau zu thun. Und das war sehr hübsch von mir, denn sie blieb doch das schönste Geschöpf, was man sehen kann!

„Die Lösung der Geschichte ist sehr einfach,“ fuhr der Rittmeister lachend fort, als er die überraschten Mienen seiner Zuhörer sah, „die edle Donna hatte, ob von Profession oder ausnahms-

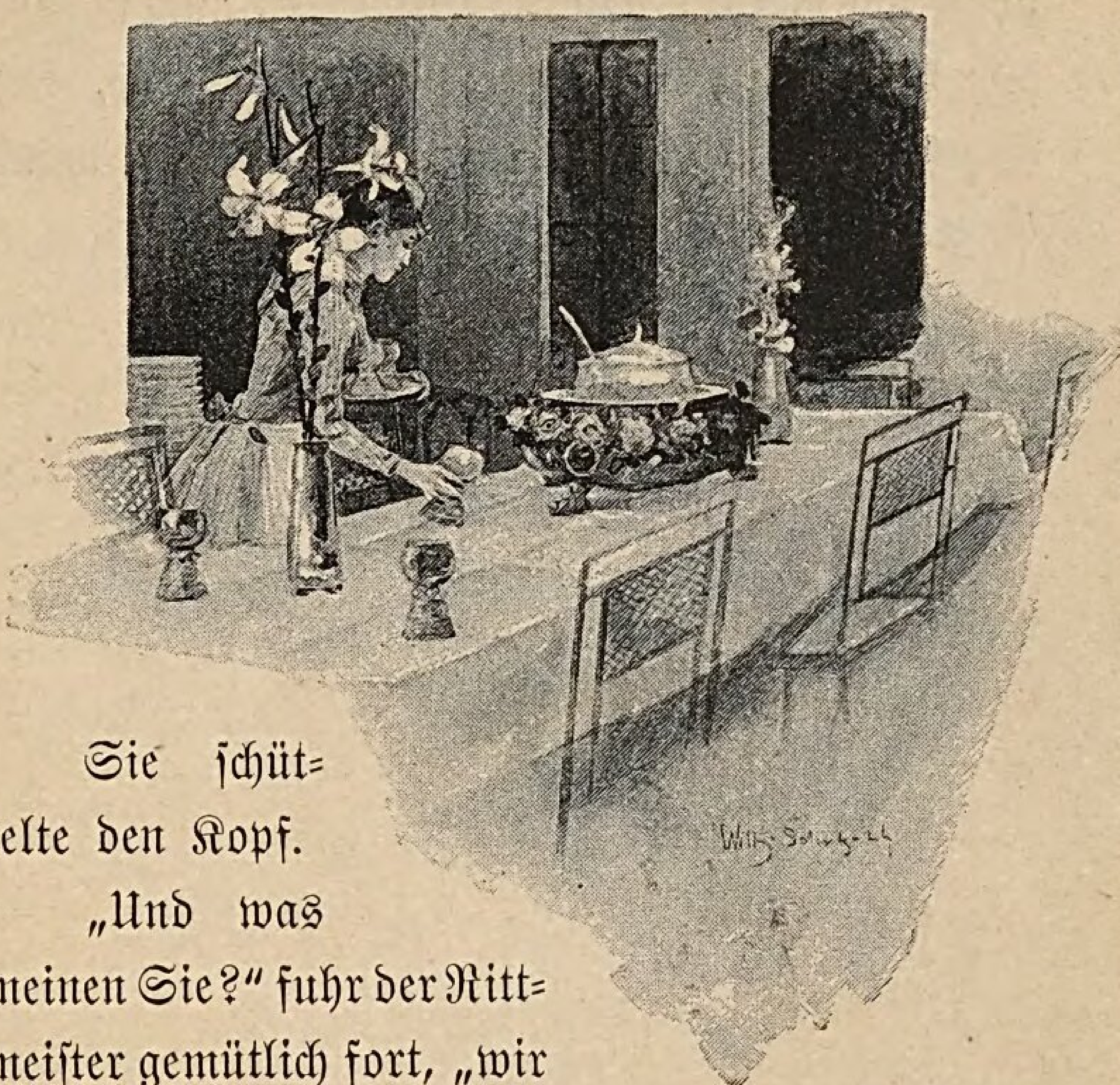
weise — das Handwerk des Taschendiebstahls ausgeübt, und während sie meine Dose herausnahm, war das Schloß an ihrem Armband aufgesprungen und dasselbe als Verräter in meiner Tasche zurückgeblieben.

Ich bin später, als ich ruhig über die beiden Leutchen und ihr rätselhaftes Wesen nachdachte, zu dem Resultat gekommen, daß sie wohl ein paar Hochstapler von Beruf gewesen sein mögen und sich am Abend in dem Garten, wo ich sie zuerst sah, von den Erfolgen ihrer Raubzüge erzählten, wobei die Dame, die mehr geerntet als der Gemahl, denselben ob seiner geringeren Leistungen verächtlich angelächelt hatte.

Das ist die wahrheitsgetreue Geschichte meiner „ersten Liebe“, die mir für eine ganze, lange Zeit die Lust auf eine „Zweite“ verdorben hatte. — Und nun wollen wir noch ein wenig in den Garten gehen!“

Er schritt mit Elisabeth, die seinen dargebotenen Arm schweigend angenommen hatte, den anderen etwas voraus.

„Nun, Elisabeth, sind Sie böse, daß meine „erste Liebe“ ein so prosaisches Ende nahm?“



Sie schüttelte den Kopf.

„Und was meinen Sie?“ fuhr der Rittmeister gemütlich fort, „wir sind einmal so im Erzählen drin — soll ich Ihnen jetzt unter vier Augen die Geschichte meiner letzten Liebe vortragen?“

Lieber Leser, ich glaube, es ist diskreter, wenn wir uns bei dieser Wendung des Gesprächs zurückziehen! Wir wollen lieber am nächsten Abend wiederkommen, wo im Gartensalon eine Erdbeerbowle steht, und man auf das Wohl des Brautpaares trinkt. Elisabeth ist im Laufe dieser Zeit

überzeugt worden, daß der Rittmeister auch poetisch sein kann — und ist ganz zufrieden damit, daß er seine erste Liebe so schnell los wurde — damit sie seine letzte werden konnte.

Der Amateurphotograph.



Wer kennt nicht die nützliche, bisweilen auch unbequeme Einrichtung der „Steckenpferde?“ Ich meine nicht die langen Stäbe, an denen oft ein Pferdekopf edelster Rasse mit Zaumzeug und Zügel befestigt ist, und auf denen unsere kleinen Kavalleristen unter dem zehnten Lebensjahr durch die Stuben zu toben lieben — ich meine die Steckenpferde, die auch von älteren und alten Leuten mit Vorliebe bestiegen und getummelt werden, die, kurz gesagt, eine etwas überwuchernde Leidenschaft für eine oder die andere Beschäftigung oder einen und den andern Gegenstand bedeuten.

Es giebt Zeiten und Persönlichkeiten, denen gegenüber die Steckenpferde sich als geradezu un=

entbehrlich und unschätzbar erweisen — wer hätte es nicht schon gesegnet, wenn sein Junge in den Ferien auf den geräuschlosen Sport des Briefmarken- oder Siegelsammelns geriet und dieses Pferdchen in allen Gangarten tummelte! Wer fühlte sich nicht zur Dankbarkeit gestimmt, wenn der Vater des Hauses in beschäftigungslosen Urlaubs- oder sonstigen Freizeiten auf das „Gärtnern" verfällt und von früh bis abends stumm und krumm Unkraut ausjätet, Blumen gießt oder Obst abnimmt!

Die Familie des Landgerichtsrats Scharff hatte in ihrem Marstall für Steckenpferde bisher noch nicht viel Exemplare aufzuweisen gehabt. Daß die Frau des Hauses, trotz ihrer drei Kinder, unglaublich „tierlieb" war und einen großen Hund sowie einen Papagei besaß, konnte freilich für eine Familienmutter als ungewöhnlicher Zug und somit als Steckenpferd bezeichnet werden. Die Neigung forderte diese Benennung um so gebieterischer heraus, als beide Haustiere auf den Unparteiischen nicht den geringsten Zauber ausübten.

Der Hund, ein greulich dreinschauender Köter, der auch nicht die leiseste Andeutung irgend welcher Rasse besaß, war fast so lang wie ein Klavier und

führte den Namen „Darling“, der ihm als sechs Wochen altem Hundebaby sehr nett zu Gesicht gestanden haben mochte, mit seinem jetzigen Äußern verglichen aber als der reine Hohn erschien. Rechnet man dazu, daß „Darling“ die berechtigte Eigentümlichkeit hatte, alles, was ihm in den Weg kam, von dem Fuchsteppich in dem Wohnzimmer bis zu den Filzpantoffeln des Hausherrn, anzufressen und zu benagen, so wird man die Summe seiner geselligen Talente und Vorzüge etwa erschöpft haben.

Der Papagei entwickelte seinerseits ein hervorragendes Talent, sich in *jeder* denkbaren Lage verhaßt zu machen.

War er im Käfig, so schrie er so laut und eintönig nach Freiheit, daß man ihn schließlich vor Verzweiflung der Haft entließ. War er aber draußen, so wanderte er boshaft und krummbeinig an der Erde umher, hackte nach allem, was ihm in den Weg kam, kletterte mit Gewandtheit zur Essenszeit auf den gedeckten Tisch und stattete den einzelnen Tellern der Speisenden kleine, freundschaftliche Besuche ab, die man aus Angst vor seinen Schnabelhieben ertrug. Eine jeweilige Tracht Prügel mittels einer Federpose oder einer hölzernen Stricknadel

brachte keine wesentliche Verbesserung seines Betragens hervor. Daß er sagte: „Gieb einen Kuß!“ und sich bei einer guten Stimmung etwa vierzigmal in der Minute krächzend erkundigte: „Bist du mir gut?“ stand zu seinen übrigen Charaktereigenschaften in zu grellem Gegensatz, um besondere Rührung hervorzurufen, besonders da diese Worte die einzigen in seinem Sprachschatze blieben und den Reiz der Neuheit bereits verloren hatten.

Der Landgerichtsrat befand sich denn auch, was ihm niemand verdenken wird, in einem Zustand gereizter Gegnerschaft gegen den Krummschnäbler und versicherte öfters, er könnte sich ihn allerliebst in gebratenem oder ausgestopftem Zustand denken. Der Papagei erwiderte diese Empfindung insofern von Herzen, als er entschieden sich als Hausherr fühlte und den Vater im besten Falle mit überlegener Miene duldete — im schlechteren Falle aber in die Finger biß und ihm die Federhalter an- und auffraß.

Um den braven Mann zu beschwichtigen, hatte seine Frau ihm denn seinerseits ein Steckenpferd beizubringen versucht, und zwar, indem sie ihm zum Geburtstag einen photographischen Apparat

nebst allen dazugehörigen Chemikalien und sonstigen Verschmitztheiten schenkte. Der diplomatische Schachzug glückte über Erwarten. Der glückliche Besitzer des Apparates warf sich mit einer Leidenschaft aufs Photographieren, die es zweifelhaft erscheinen ließ, ob er nicht eigentlich seinen Beruf verfehlt habe und bei der Wiederholung der bekannten Wendung: „Bitte, recht freundlich!“ sich bedeutend wohler gefühlt hätte als beim Studium der Rechte.

Selbst die anfänglichen Mißerfolge, die er zu verzeichnen hatte, vermochten ihn nicht zu entmutigen. Nachdem er durch etliche Handgreiflichkeiten seinen heranwachsenden Kindern die Lehre: „Alles ansehen, nichts anfassen!“ im wahrsten Sinne des Wortes „einverleibt“ und ihnen das mit einem alten türkischen Shawl der Mutter verhangene Stativ so unheimlich gemacht hatte wie das hochselige verschleierte Bild von Sais, begann der Amateurphotograph die Welt nur noch von seinem besonderen und augenblicklich vorherrschenden Gesichtspunkt aus zu betrachten.

Er verwandelte die ganze Häuslichkeit von Stund an in sein Atelier. Ein schwacher, aus Chlor, Terpentin und Kollodium zusammengesetzter

Wohlgeruch schwebte jetzt beständig durch alle Räume, und nur der Landgerichtsrat selber merkte nichts davon, trotzdem er gemeinhin für die leisesten Ahnungen des Begriffs „angebrannt“ mit einer wunderbaren Spürnase gesegnet war, die seine Frau schon oft beseufzt hatte.

Das Wohnzimmer mußte zuerst photographiert werden. Der Vater zog mit dem Stativ in allen Ecken herum, um den Fleck zu entdecken, von wo aus sich der Raum am malerischsten ausnähme. Leider ergaben diese Rundreisen fast ausnahmslos, daß die Ecken, wo das Klavier oder der zentnerschwere Schrank standen, die geeignetsten Punkte zur Aufstellung des Apparats boten, und die verhängnisvolle Aufforderung an den ältesten Jungen: „Faß mal an, Franz!“ gab durchschnittlich viermal des Tages das Zeichen zu einer so gänzlichen Umwälzung des Mobiliars, wie sie sonst nur bei Umzügen stattzufinden pflegt.

Die erste Aufnahme war denn aber doch endlich gemacht; im Weinkeller, der zur Dunkelkammer umgewandelt war, hatte man die Platte entwickelt, und der Landgerichtsrat, von seinen staunenden Kindern gefolgt, stieg triumphierend aus der Unter-

welt empor und zog sich mit der ersten Frucht seines Fleißes in das Fremdenzimmer zurück, das sein Atelier war. Nach wenigen Stunden trat er zu seiner Gattin und legte mit stolzem Lächeln ein etwas schattenhaftes Blättchen vor sie hin: „Da, Elise — was meinst du dazu?"

Elise bemühte sich redlich, in dem Dämmer die Umrisse des Wohnzimmers zu entdecken, und erklärte schließlich, mehr höflich als wahrheitsliebend: „Es scheint ja sehr scharf geworden zu sein!"

Nachdem die Gefahr, daß die Kinder das Blättchen in der Gier des „Laß mich sehn!" zerreißen würden, glücklich abgewendet war, legte die Mutter das Kunstblatt auf ihren Nähtisch.

Da lag es allerdings am nächsten Morgen noch — aber die Sonne oder die Luft oder sonst ein boshaftes Element hatte jede Spur eines Bildes davon abgeleckt, und eine glatte, bräunliche Fläche ließ der Phantasie des Beschauers einen recht weiten Spielraum in Betreff dessen, was einmal darauf gewesen sein konnte. Dieses Naturspiel wiederholte sich durch etwa acht Tage, während deren die geduldige Wohnstube immer wieder dem unermüdlichen Photographen „saß", auf der Platte

erschien und über Nacht verschwand, so daß in der Seele des Hausherrn schon die düstere Sorge auftauchte, daß Dilettanten am Ende immer nur diese höchst vorübergehende Freude an ihren selbstgefertigten Bildern hätten.

Aber die Ausdauer wurde belohnt! Ein Wink von sachverständiger Seite klärte den begangenen Fehler und damit zugleich den rätselhaften Vorgang auf, und der Landgerichtsrat erlebte den Triumph, daß seine Frau, die Jungen, das Töchterchen Hermine, ja sogar der Papagei und „Darling" der Reihe nach von ihm photographiert und dauerhaft auf das Papier gebannt wurden.

Von diesem Augenblick an stieg die Leidenschaft des Hausherrn für seinen Apparat aufs höchste. Er verlor das Interesse für alles andere, und seine Familie sah ihn überhaupt nur noch in den seltensten Augenblicken, da er immer entweder mit dem Kopf unter dem bewußten türkischen Tuch steckte und Aufnahmen machte oder im stockfinstern Keller saß und Platten entwickelte. Er beobachtete die Seinen naturgemäß mit Falkenblicken auf Photographiermomente, und sowie seine Frau oder eins der Kinder sich ahnungslos in einer Stellung be-

fanden, die der Vater für „malerisch" erachtete, rief er plötzlich mit Donnerstimme: „Halt!" und photographierte sie meuchlings. Viele seiner Bilder zeigten infolgedessen einen entsetzten Ausdruck, da die Betreffenden, so angeschrieen, vor Angst nicht mehr eine Miene zu verziehen wagten, bis der Künstler sie aus ihrer Starrheit erlöste.

Innerhalb der Familie legten sich freilich dem künstlerischen Schaffen manchmal Hindernisse in den Weg.

Es war beschlossen worden, ein wirkungsvolles Bild zusammenzustellen, welches alle Mitglieder des Hauses in einer strahlenden Einigkeitsgruppe verewigen sollte.

Da der Hausherr auf diesem Bilde, der Vollständigkeit halber, nicht fehlen durfte, aber doch unmöglich sich selbst photographieren konnte, so war die vielseitige Köchin des Hauses als vorübergehender Assistent für diese Aufgabe gewonnen und zum rechtzeitigen Entfernen und Wiederaufsetzen der Kapsel schon tagelang abgerichtet worden.

Mit der selbst bei kleineren Familien unvermeidlichen Schwierigkeit wurde alles versammelt. Die Mutter hatte „nur noch" eine Speise auf

den Herd stellen wollen — Franz und Anton mußten, wie gewöhnlich, aus allen Ecken zusammengesucht werden, da sie sich immer in den Augenblicken verkrümelten, wo sie gebraucht wurden, und ebenso unfehlbar mit größter Pflichttreue und Pünktlichkeit erschienen, wenn sie recht überflüssig und unerwünscht waren.

Hermine zeigte sich auch beschäftigt. Sie gehörte zu der Gattung der alles aufbewahrenden Menschen, deren rührende Anhänglichkeit an Gegenstände von zweifelhaftem Werte und Geschmack ebenso berüchtigt ist wie ihre Leidenschaft, die Entstehungsgeschichte ihrer Besitztümer bis in die Steinzeit zurück sich zu merken und dieselbe mit allen Einzelheiten in grauenhafter Ausführlichkeit irgend einem vor Ungeduld vergehenden Mitmenschen vorzutragen — selbstredend immer zu den ungeeignetsten Augenblicken!

So war ihren Händen kürzlich ein weißes Zuckerei entglitten, das infolge seiner jahrelangen Aufbewahrung schon „in Ehren grau" geworden war und sich nun noch eine Ecke abgeschlagen hatte. Diese Ecke suchte Hermine seit drei Tagen unter allen Möbeln, wühlend und weinend, trotzdem man

ihr erstens mit allen naturwissenschaftlichen Gründen bewies, daß Zuckerstücke sich nie wieder ankleben lassen, und trotzdem zweitens Anton das fragliche Objekt schon längst gefunden und aufgegessen hatte.



Diese Leistung war jedenfalls bewundernswert, da der Leckerbissen nicht viel jünger war als er selbst.

Aber wie gesagt, Hermine suchte mit zäher Beharrlichkeit nach wie vor und stak eben wieder mit dem Kopfe unter dem Kleiderschrank, unter dem sie hervorgezogen werden mußte, um in der zu photographierenden Familiengruppe nicht zu fehlen.

Endlich war man vollzählig versammelt, der Vater gruppierte die Seinen mit Sachverständnis, und alles saß regungslos und holdselig nebeneinander. Die Köchin zückte eben die Kapsel — da ertönte aus der nahen Küche ein zischendes Geräusch — und die Hausfrau, über der rauhen Wirklichkeit die Idealwelt der Kunst vergessend, erhob sich und stürzte mit dem Rufe: „Die Milch brennt an!“ davon, die wirkungsvolle Gruppe solchergestalt ihres Mittelpunktes beraubend.

Das Bild, welches doch „geworden“ war, zeigte an Stelle der Mutter ein leeres Stück Hintergrund, das von den Jungen mit den Worten: „Das ist die Mama!“ noch lange unter Freudengelächter gezeigt wurde.

Der Apparat, der geeignet schien, alle möglichen Gemütsbewegungen hervorzurufen, mußte gelegentlich auch der geselligen Lüge dienen!

Es fand sich eines Abends eine bewährte, aber als tödlich langweilig bekannte Freundin des Hauses zum Thee ein, ein Ereignis, das sich durchschnittlich drei-, viermal im Jahre wiederholte, und bei dessen jedesmaligem Eintritt der Landgerichtsrat nur mühsam die Ausbrüche seines

Ingrimms zu gastlicher Höflichkeit herabmilderte.

Auch heute fesselte ihn die angeregte Unterhaltung nicht besonders. Die brave Dame erzählte allerdings mit erbarmungsloser Ausführlichkeit die genaue Lebensgeschichte ihres „Graukarrierten,“ das sie eines Kaffeefleckes halber, den ihm die „liebe Schröder“ beigebracht, zertrennt hatte, chemisch reinigen ließ, dann wendete und mit schwarzem Kaschmir zusammen aufarbeitete — „und jetzt ist es wieder wie neu!“ versicherte sie den Hausherrn, der mit steigender Empörung auf das Schlußkapitel des aufregenden Romans gewartet hatte.

Bei diesem Wendepunkt der Unterhaltung stand der Landgerichtsrat auf.

„Ich habe noch ein paar Platten zu entwickeln,“ sagte er mit beängstigender Höflichkeit und Sanftmut. „Sie entschuldigen mich wohl auf eine halbe Stunde, Fräulein Pauline!“

Und ohne die vorwurfsvollen Blicke seiner Frau zu beachten, begab sich der Hausherr ins Nebenzimmer, verwandelte es durch Schließen der Fensterläden in eine improvisierte „Camera obscura“ und legte sich behaglich aufs Sofa, um ein bißchen zu schlafen.

Die Damen „plauderten" indes in der vorhin angedeuteten Weise weiter, und der Landgerichtsrat, von der halb durch die Thür vernommenen Beschreibung eines „Hellblauen vom vorigen Jahre" in Schlaf gewiegt, schnarchte bald so laut und nachdrücklich, daß seine Gattin in ihrer peinlichen Verlegenheit sich zu der Versicherung hinreißen ließ, „Platten entwickelten sich immer so hörbar!"

Ob Fräulein Pauline dieses Naturspiel infolge ihrer mangelhaften photographischen Kenntnisse für bare Münze nahm, muß dahingestellt bleiben. Die Jungen behaupteten jedenfalls, sie wäre sehr beleidigt gewesen und hätte, nach ihrem kühnen Vergleich, dagesessen wie ein „säuerliches Stearinlicht."

Man sieht, daß der Apparat ein vielseitiges Möbel war! Kleine häusliche Störungen und Leiden blieben dem Besitzer freilich nach dem Gesetz „Wo viel Licht ist, ist starker Schatten" nicht ganz erspart.

Einmal benutzten Franz und Anton die Abwesenheit des Vaters, um sich gegenseitig zu photographieren, und zwängten, als der Landgerichtsrat überraschend an der Thür klinkte, die Platte in solch angstvoller Hast in den Kasten, daß sie nur mit größter Kraftanstrengung vermittelst der Kneif=

zange wieder zu entfernen war. Außerdem rannte der oben erwähnte Hund „Darling“ den Kasten einmal prasselnd um. Der Papagei wollte auch nicht zurückbleiben, sondern knabberte das eine Bein des Stativs an, bei welcher Gelegenheit er fast zum Heile des ganzen Hauses vom Landgerichtsrat zertreten worden wäre, aber wie alle unerwünschten Besitztümer unverletzt aus der drohenden Gefahr hervorging. Seine in der Seelenangst sofort hervorgestoßene Gewohnheitsfrage: „Bist du mir gut?“ erfuhr allerdings seitens des Vaters die ingrimmige und niederschmetternde Erwiderung: „Nein, ich kann dich nicht ausstehen!“ Aber es ist zu befürchten, daß dies auf den Papagei wenig Eindruck machte.

Ob es die gänzliche Inanspruchnahme der väterlichen Seele durch das Photographieren war, was in der nächsten Zeit eine betrübende Rückwirkung auf die pädagogischen Leistungen in der Familie ausübte, das mag dahingestellt bleiben! Sicher ist nur das eine, daß die Kinder des Hauses neuerdings eine wahrhaft greuliche Ungezogenheit an den Tag legten. Jedes betrieb dieses angenehme Geschäft nach seiner Anlage und Fertigkeit — aber jedes war unerträglich.

Zum Teil stand die Bethätigung dieses erfreulichen Umstandes auch mit dem Photographieren im unmittelbaren Zusammenhang.

Bei Hermine, der zwölfjährigen, äußerte sich das Bestreben, unausstehlich zu sein, in beständigen Thränenströmen, ohne welche Backfische erfahrungsgemäß so wenig gedeihen wie eine Pflanze ohne Sonnenlicht. Hermine fühlte sich ohne Aufhören in ihren heiligsten Rechten und Gefühlen gekränkt, mißverstanden und moralisch getreten und hatte es darin zu einer bemerkenswerten Fertigkeit gebracht. So war es geschehen, daß sie und die Mutter neulich im Keller dem Vater bei seinen photographischen Versuchen hatten Hilfe leisten müssen. Beide standen und wiegten im Stockdunkeln die Platten in ihren Alaunbädern etwa dreiviertel Stunden lang sanft hin und her — ein Zeitvertreib, der jetzt keineswegs zu den Seltenheiten gehörte.

Da brach Hermine plötzlich in ein geräuschvolles Schluchzen aus.

„Was hast du denn?“ rief die Mutter erschrocken, während der Vater in egoistischer Sorge die Hand vorhielt: „Daß du mir nicht etwa auf meine Platten weinst!“

Eine genaue Nachfrage ergab, daß Hermine im Stockfinstern der Mutter genickt hatte, und der Umstand, daß diese das begreiflicherweise nicht gesehen und nicht erwidert hatte, wurde ihr von der gefühlvollen Tochter als Herzlosigkeit ausgelegt und schwer verübelt.

Der nachdrückliche Rat: „Binde dir ein andermal eine Glocke um den Hals, wenn du mir im Finstern nicken willst, da werde ich's hören, und im übrigen sei nicht verdreht!" wirkte übrigens so beruhigend wie ein niederschlagendes Pulver — ganz abgesehen von der Drohung, daß demnächst eine Momentaufnahme von der heulenden Hermine gemacht werden sollte.

Die Jungen leisteten auch das Ihrige in Ungezogenheit. Der Landgerichtsrat, dessen Mußestunden jetzt fast ausschließlich durch Photographieren ausgefüllt waren, konnte sich nicht um die Schularbeiten seiner Söhne kümmern und beauftragte den vierzehnjährigen Franz, er solle Anton, der eben zehn Jahre alt war, im Latein unterweisen, wobei er ihm für jede erteilte Stunde ein Zehnpfennigstück in Aussicht stellte.

Dieses glänzende Honorar entflammte in Fran=

zens Brust einen wahrhaft verzehrenden Lehreifer, und er wollte, um sich schnell zu bereichern, dem armen Anton mindestens sechs Stunden des Tages geben, was von diesem mit begreiflicher Entrüstung aufgenommen und durch beständige Fluchtversuche, durch Verstecken und Zetergeschrei vereitelt wurde.

Da in den Stunden die dem Lehrer geziemende, sanfte Geduld von Franz auch nicht immer beobachtet wurde, so knatterte es gewöhnlich dabei von Ohrfeigen wie Kleingewehrfeuer, und das Ende des Unterrichts bestand meistenteils darin, daß Lehrer und Schüler, sich balgend und kratzend, unter dem Tisch lagen, was den Kleidern ebenso förderlich war wie dem Latein.

Das Sehnen nach einem besonders schweren Verbrechen, anläßlich dessen ein Exempel statuiert werden könnte, hatte sich daher schon unbewußt der Familie des Landgerichtsrats bemächtigt.

Unter solch gewitterschwüler Stimmung kam der Geburtstag des Vaters heran, der in der Höhe des Sommers lag und rücksichtsvollerweise auf einen Sonnabend fiel, weshalb ein Unternehmen mit den Kindern nicht ausgeschlossen schien.

Man plante denn auch einen Ausflug nach

einer schön gelegenen Försterei, etwa anderthalb Stunden vor der Stadt, und ein wohl zubereitetes Abendbrot, als dessen krönendes Mittelstück eine süße Speise, mit Früchten belegt, prangte, wurde vom landgerichtlichen Kassenboten der Familie voraus in den Wald gefahren.

Diese süße Speise, von Anton fälschlich „die Torte" benannt, hatte schon seit Tagen, während deren sie erst verheißen, dann zubereitet worden war, die fieberhafteste Aufregung bei den Kindern hervorgerufen.

Die erste Hälfte des Geburtstags war programmmäßig verlaufen, und Eltern und Kinder fanden sich in der vierten Nachmittagsstunde vor der Thür zusammen, zum Abwandern gerüstet. Der Apparat, als liebstes Familienmitglied, mußte natürlich mit, da der Hausherr schöne Punkte im Walde aufzunehmen beabsichtigte, und das Stativ war „mit dem Anstand, den es hatte," samt der süßen Speise und den Weinflaschen schon vorausgefahren.

Der schwere Kasten mit den Platten und sonstigem Zubehör wurde auf Antons Rücken geschnallt, der diese Inanspruchnahme seiner Gefällig-

keit mit der ganzen Unausstehlichkeit begrüßte, deren zehnjährige Jungen in solchem Falle fähig sind.

Anton hatte sich schon von früh an in dem Zustand befunden, der auch artige Knaben bisweilen befällt — in einer grundlosen, aber sichtlichen Übellaune, die ihn veranlaßte, jeden, der ihn ansah, je nach Stand und Alter, mit wütenden Blicken zu bedenken oder ihm Püffe anzubieten, günstigen Falls sie auch auszuteilen.

Erst hatten die Eltern in der gehobenen Festesstimmung die Pöbelhaftigkeit ihres Jüngstgeborenen mit liebevoller Nachsicht übersehen. Als Anton aber, kaum daß der Kasten, den er tragen sollte, seinen Rücken berührte, unter sichtlichen Qualen zusammenbrechen wollte, hob sich die Hand des Vaters schon in vielversprechender Weise.

Die Mutter mischte sich ein.

„Bei der Hitze wird ihm der Kasten wirklich etwas schwer sein!" meinte sie halblaut.

„Soll i ch ihn etwa tragen, Elise?" fragte der Vater scharf.

Die Mutter verstummte, denn da sie ihren „Darling" mitnehmen wollte, durfte sie nichts gegen den Apparat sagen. Alle beglückwünschten sich im

stillen, daß nicht noch der Papagei als angenehmer Zuwachs zu den geselligen Freuden sich dem Ausflug anschloß.

Die Familie setzte sich in Bewegung, ohne sehr rasch vorwärts zu kommen.

„Darling," durch das seltene Vergnügen merklich aufgeregt, drückte seine Freude in sehr unbequemer Weise aus, indem er unaufhörlich an jedem einzelnen Teilnehmer des Spaziergangs in die Höhe sprang, heulte und bellte und dies nur unterbrach, wenn er irgend einem Huhn nachjagte; durch langgezogene, gellende Rufe: „Da—a—a—arling!" mußte er dann zum Ergötzen der Vorübergehenden und zur schäumenden Wut des Vaters wieder herbeigeholt und seinem ungesetzlichen Genuß entzogen werden. Anton, sonst durch Natur und Anlage sein berufener Wächter, konnte ihm heute wegen des schweren Apparats nicht nachlaufen, wie jedermann begreifen mußte.

Anton fuhr inzwischen fort, sich unangenehm zu machen.

Er setzte sich alle fünf Schritt, anscheinend zum Tode erschöpft, an den Weg, obwohl der Kasten nicht ein Gramm schwerer war als der Tornister,

den er täglich zur Schule trug, trabte dann wieder verdrossen weiter und wies jede Aufforderung, sich an der allgemeinen Unterhaltung zu beteiligen, ab. „Ich muß ja den alten Kasten tragen!" murrte er, wobei ihm die Mutter durch vorwurfsvolles Mienenspiel und Seufzen recht gab.

Nach einiger Zeit schnallte er übrigens den Kasten ab, und machte unaufhörlich Versuche, ihn seinen Geschwistern hinterrücks aufzubürden — ja, als diese mißlangen und er vom Vater „nun gerade" zum alleinigen Tragen der süßen Last verdammt wurde, blieb er mit „Darling" zurück und befestigte den Kasten auf dessen Rücken. „Darling", mit Recht empört über diese Zumutung, rannte drei Schritt weit, um seinem Schicksal zu entgehen, und wälzte sich dann mit dem Kasten im Grase umher, ein Vorgang, der vom Vater bemerkt und mit einer leider etwas schwächlichen und daher ungenügenden Ohrfeige an Anton quittiert wurde. Außerdem verkündete das Familienoberhaupt dem unglückseligen Lastträger, daß er nicht mit den übrigen am Tische Kaffee trinken dürfe.

Die beiden anderen Kinder legten selbstverständlich eine herausfordernde, tugendhafte Artigkeit

und Liebenswürdigkeit an den Tag, wie das Geschwister eines Verbrechers gerne thun — ein Verhalten, das den phärisäischen Wappenspruch: „Ich bin nicht so!“ deutlich an der Stirn trägt, und das die Abscheulichkeit des augenblicklich Ungezogenen noch schwärzer erscheinen läßt.

An der Försterei angelangt, ließ man sich fröhlich am Kaffeetisch nieder. Anton wurde sein Teil mit moralischer Verachtung an einen anderen Platz gestellt, und er durfte sich nicht an dem ungewohnten Genuß des Honigs beteiligen, so daß er sich mit einigem Rechte als der Elendeste aller Sterblichen erschien und die finstersten Pläne in seinem Innern wälzte.

Zu dem unbehaglichen Schatten, den es stets wirft, wenn ein Mitglied der Familie „in Ungnade“ ist, trat noch ein kleiner, betrübender Zwischenfall, wie er auf den wenigsten Familienlandpartieen zu fehlen pflegt.

Der Förster, der unsere Freunde in seinem Besitztum umherführte und dem Landgerichtsrat das Versprechen entlockte, seine Försterei auf photographischem Wege der Nachwelt zu überliefern, zeigte mit gerechtem Stolze seine Bienenstöcke.

Er ermutigte die etwas schüchtern nähertretenden Fremden durch die heitere Zusicherung:



„Kommen Sie nur ruhig dicht heran, meine Herrschaften — das sind italienische Bienen — die stechen nicht!“

Leider strafte im selben Augenblick ein gellendes Wehgeschrei Herminens den braven Bienen=

besitzer Lügen — eines der nicht stechenden „Muster des Fleißes“ hatte seinen Stachel, ohne jede ästhetische Rücksichtnahme, in die harmlos emporguckende Stumpfnase der jungen Dame versenkt. Es blieb angesichts dieser schmerzlichen Thatsache nur die Annahme übrig, daß eine der italienischen Bienen einen Ausländer geheiratet habe, der die übeln Gewohnheiten seiner Landsleute noch nicht ganz abgelegt hatte!

Die Mutter, die solche Wutblicke nach dem Förster schoß, als wenn nicht seine Biene, sondern er selber ihr Kind in die Nase gestochen hätte, ließ sich von der Försterin immer ein Hausmittel über das andere empfehlen. Der Tochter Thränen über ihr schwer geschädigtes Profil wurden endlich durch die Erlaubnis getrocknet, den Tisch zum Abendbrot mit decken helfen zu dürfen — ein Unternehmen, bei welchem Eile Not that, da der Vater noch photographische Aufnahmen davon machen wollte, ehe die Sonne unterging.

Er beschäftigte sich mit Franz bereits mit den Vorbereitungen dazu, während Anton sich, noch immer mürrisch, in den Gebüschen umhertrieb und auf eigene Hand Zerstreuung suchte. Eine davon

bestand darin, daß er mit „Darling“ „spielte,“ eine Liebenswürdigkeit, über die der arme Hund von Zeit zu Zeit durch ein wütendes Geheul quittierte, wenn Anton alle erziehliche Strenge, die an ihm selbst zu wenig ausgeübt wurde, an „Darling“ zur Anwendung brachte.

Der Abendtisch war bald gedeckt — zierliche Schüsseln mit Leckerbissen standen in reicher Abwechslung bereit, und die süße Speise lächelte als verlockendes Mittelstück durch die Waldesstille.

Der Vater rief jetzt alles zusammen, damit man ihm beim Aufstellen des Apparats behilflich sei, und die Aufmerksamkeit der ganzen Familie wurde naturgemäß durch diesen wichtigen Vorgang so sehr gefesselt, daß Antons Fehlen nicht weiter bemerkt wurde.

Eine hübsche Baumgruppe, der gedeckten Tafel zunächst, war als erstes Bild in Angriff genommen worden, und der Vater stieß die in solchen Augenblicken üblichen Verwünschungen gegen jeden aus, der dem Stativ zu nahe käme und die Situation verschöbe.

Die zweibeinigen Mitglieder der Familie umschlichen denn auch das Gerüst in scheuer Hochach-

tung — nur „Darling“, mit dem ihm eigenen Talent, sich nützlich zu machen, stürzte im letzten Augenblick, mit der ebenso erheiternden als erfolglosen Jagd auf seinen eigenen Schwanz beschäftigt, aus dem Dickicht und rannte mit fröhlicher Hast an den Apparat — gerade in der verhängnisvollen Sekunde, als der Vater die Kapsel abhob.

Merkwürdigerweise war das Stativ so freundlich, nicht umzufallen, sondern nur etwas zur Seite zu rutschen, so daß die Hoffnung nicht ausgeschlossen schien, es möchte ein, wenn auch etwas anderes, so doch brauchbares Bild entstanden sein.

Grimme Zweifel über den Ausgang des Unternehmens durchwühlten allerdings die Brust des ausübenden Künstlers, der nur noch mit geballten Fäusten einherging, sowie er „Darlings“ ansichtig wurde, und jeden Haselnußstrauch auf eine geeignete Gerte für den Vierfüßler ansah.

Die Stimmung des Vaters wurde etwas besänftigt dadurch, daß Anton inzwischen zur Einkehr in sich selbst gelangt schien und als sanftes, artiges Kind sich wieder zu den anderen gesellte.

Wie viel die Nähe des Abendbrots zu diesem innerlichen Vorgang beigetragen hatte, wollen wir

nicht untersuchen, in jedem Falle nahm man ihn als vollendete Thatsache dankbar hin und enthielt sich wohlweislich jeder anerkennenden Bemerkung, die nach alter Erfahrung tobende Rückfälle in die kaum überwundene Ungezogenheit herbeizuführen pflegt.

Nach einem braven Spaziergang durch den Wald schien es an der Zeit, sich den Freuden der Tafel hinzugeben, die zugleich den Schluß der heutigen Vergnügungen bedeuteten.

Die Mutter schritt mit Feldherrnmiene voran, um einen letzten Blick über den lockenden Tisch zu werfen — prallte aber entsetzt zurück, denn ein unerfreuliches Bild bot sich ihren Augen dar!

Die Symmetrie der „süßen Speise" war durch einen frevelhaften „Eingriff" im vollsten Sinne des Wortes zerstört — eine unverkennbare Menschenhand hatte sich — vielleicht in der Absicht, eine der obenauf liegenden Früchte zu mausen, der glatten Oberfläche anvertraut und war, wie in zu dünnem Eise, bis über die Knöchel in dem weichen Element eingebrochen.

Ein allgemeiner Sturm der Entrüstung erhob sich, dem natürlich ein hochnotpeinliches Verhör folgte — aber ohne Erfolg!

Die an alle der Reihe nach gerichtete drohende Frage: „Hast du von der süßen Speise gegessen?" begegnete allseitig und ausnahmslos einem höchst entschiedenen und überzeugungstreuen „Nein!", und man sah sich starr und ratlos gegenseitig an.

Ein Vorschlag von Franz, die Hände sämtlicher Kinder zur Probe in die zurückgelassenen Merkmale einzupassen, wurde als zwar zweckmäßig, aber unappetitlich mit großer Empörung zurückgewiesen. Die Familie konnte sich nur mit der Annahme trösten, daß irgend ein umherstreifender Unhold ihr diesen Schmerz angethan habe.

Wie man begreifen wird, litt die Stimmung beträchtlich unter diesem betrübenden Vorfall, und der einzige, der daraus Vorteil zog, war „Darling." Man opferte ihm nämlich das geschädigte Mittelstück, und er hatte sonach alle Ursache, den Räuber als seinen ungenannten Wohlthäter hoch zu verehren.

Inzwischen dämmerte der Abend herauf, und man begab sich heimwärts.

Der Apparat wurde diesmal, um der Gerechtigkeit nicht ins Antlitz zu schlagen, von Franz übernommen, trotzdem Anton, der im Gegensatz zu seiner bisherigen Laune eine wahrhaft beäng-

stigende Artigkeit an den Tag legte, sich freiwillig erbot, ihn auch zurückzuschleppen.

Im ganzen konnte man übrigens den Ausflug, von diesem Speiseabenteuer abgesehen, doch für ein gelungenes Unternehmen erklären. Herminens Bienenstich schwoll schon ab, Franz trug ohne Geknurr den Kasten, Anton war artig geworden, und einige Platten brachten besonders hübsche Momente des Tages mit heim, die im Weinkeller ihrer Entstehung entgegen harrten.

Da der nächste Tag ein Sonntag war, so konnte nach der Kirchzeit, von Berufsgeschäften ungehindert, das Entwickeln der Platten vor sich gehen.

Anton und Franz wurden zum Helfen befohlen und standen mit dem Hausherrn beim roten Lichte der kleinen Laterne im Keller — nicht nebeneinander, sondern durch den Vater getrennt, da die unausbleiblichen gegenseitigen Püffe das Gleichgewicht der Schalen, in denen die Platten lagen, nicht unerheblich bedroht hätten.

Der Vater als der, „der all dies Herrliche vollendet,“ behielt sich das reizvolle Geschäft des ersten Hervorrufens seiner Bilder vor und schaukelte emsig.

Die Jungen sahen zu.

„Ich bin neugierig, wie es geworden ist," bemerkte der Amateur, „das Untier, der ‚Darling', hat mir ja das Stativ im entscheidenden Augenblick verschoben — wer weiß, ob überhaupt etwas herauskommt!"

„O ja!" rief Franz, „da sind schon Bäume!"

„Ja, ja!" bestätigte der Vater, „aber das ist ein anderer Vordergrund — was wird denn das?"

Anton drängte sich ungeduldig näher. „Zeig' doch!" bat er fröhlich und unbefangen — um aber im nächsten Augenblick ungefähr die Empfindung der beiden Übelthäter zu teilen, die sich durch die Kraniche des Ibykus verraten fühlten.

Auf der Platte erschien nämlich mit erbarmungsloser Deutlichkeit der gedeckte Abendtisch, die „süße Speise", und — darüber schwebend — das sprechend ähnliche, gierige Gesicht Antons nebst seiner eben in die Speise versinkenden kleinen Pfote!

Der Apparat hatte sich in allen unerwarteter und für Anton geradezu vernichtender Weise als Detektiv benommen — und der Stoß, der ihn aus seiner Lage brachte, sollte für den Speiseattentäter

die betrübendsten, wenn auch pädagogisch segensreichsten Folgen haben.

Der Vater fand zuerst die Sprache wieder. Er faßte seinen Sohn voll gerechtfertigter Empörung am Ohrläppchen und riß tüchtig drauf los.

„Was ist denn das?“ rief er zornig.

„Mein Ohr!“ winselte Anton in nicht ganz logischer, aber erklärlicher Beantwortung dieser Frage und versuchte der väterlichen Hand zu entfliehen.

Aber wieder erwies sich die photographische Kunst als wirksame Unterstützerin erziehlicher Grundsätze — der Keller war, um jeden Lichtstrahl zu vermeiden, zugeschlossen, und nach einer wilden Treibjagd, an der sich übrigens Franz anständigerweise nicht beteiligte, erwischte der Vater das photographierte moralische Ungeheuerchen und verabfolgte ihm eine eindringliche und heilsame Erläuterung zu den verschiedenen Gesetzen, die er freventlich übertreten hatte.

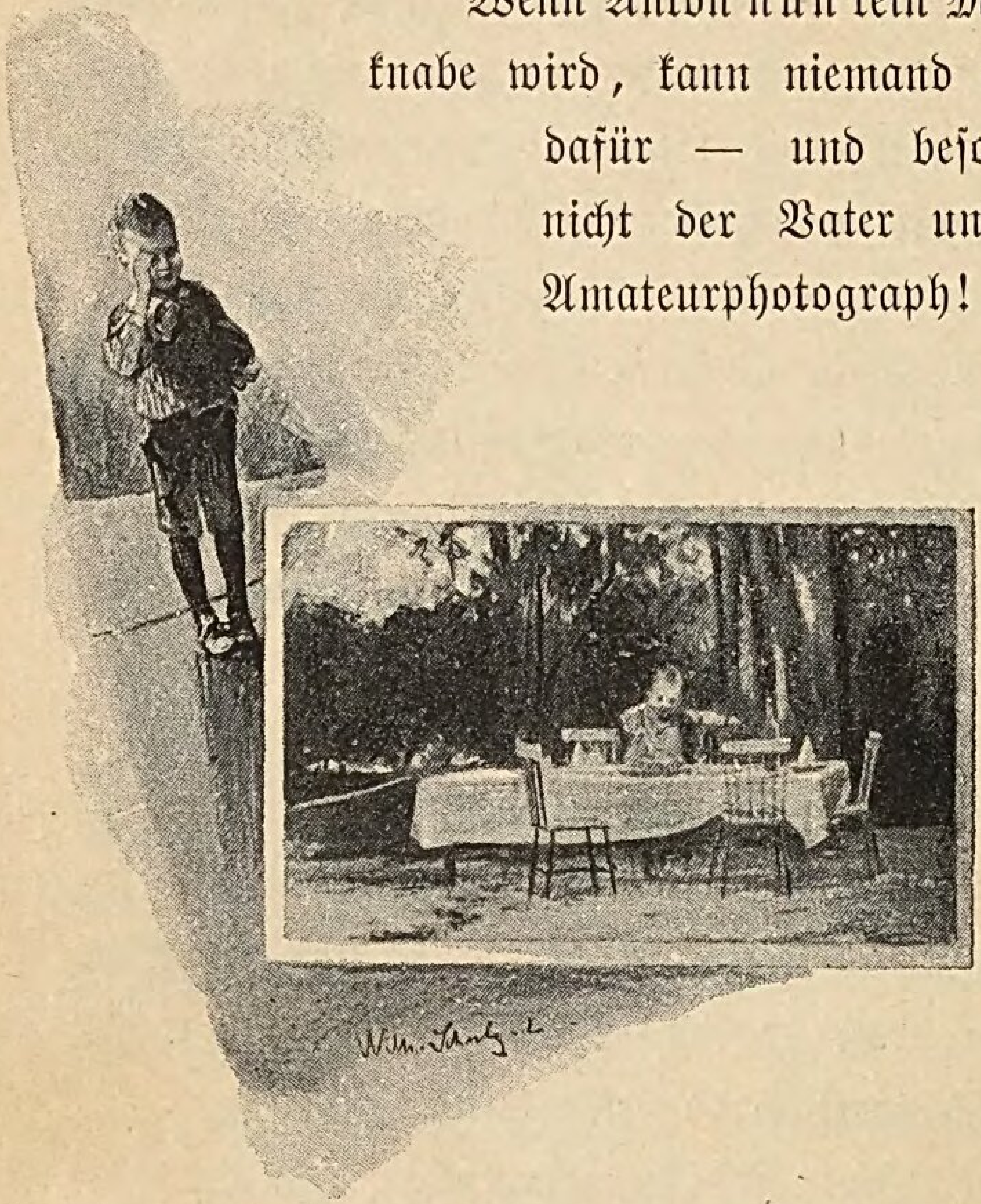
Anton hatte übrigens den einen schwachen Rechtfertigungsgrund für sich anzuführen, daß er nicht geradezu „geschwindelt“ hatte, denn sein „Nein!“ auf die Frage: „Hast du von der Speise gegessen?“ entsprach den Thatsachen.

Er hatte im Schrecke über sein Mißgeschick seinen Vorteil nicht wahrgenommen und nichts von dem Raube gekostet! Aber der in dieser ausweichenden Erwiderung liegende Sophismus verlangte, verdiente und erhielt die bewußte „Jacke voll“, die zum Heile unserer heranwachsenden Jugend noch nicht ganz aus der Mode gekommen ist und sich wohl auch noch so lange erhalten wird, wie es unartige Jungen und — vernünftige Väter giebt!

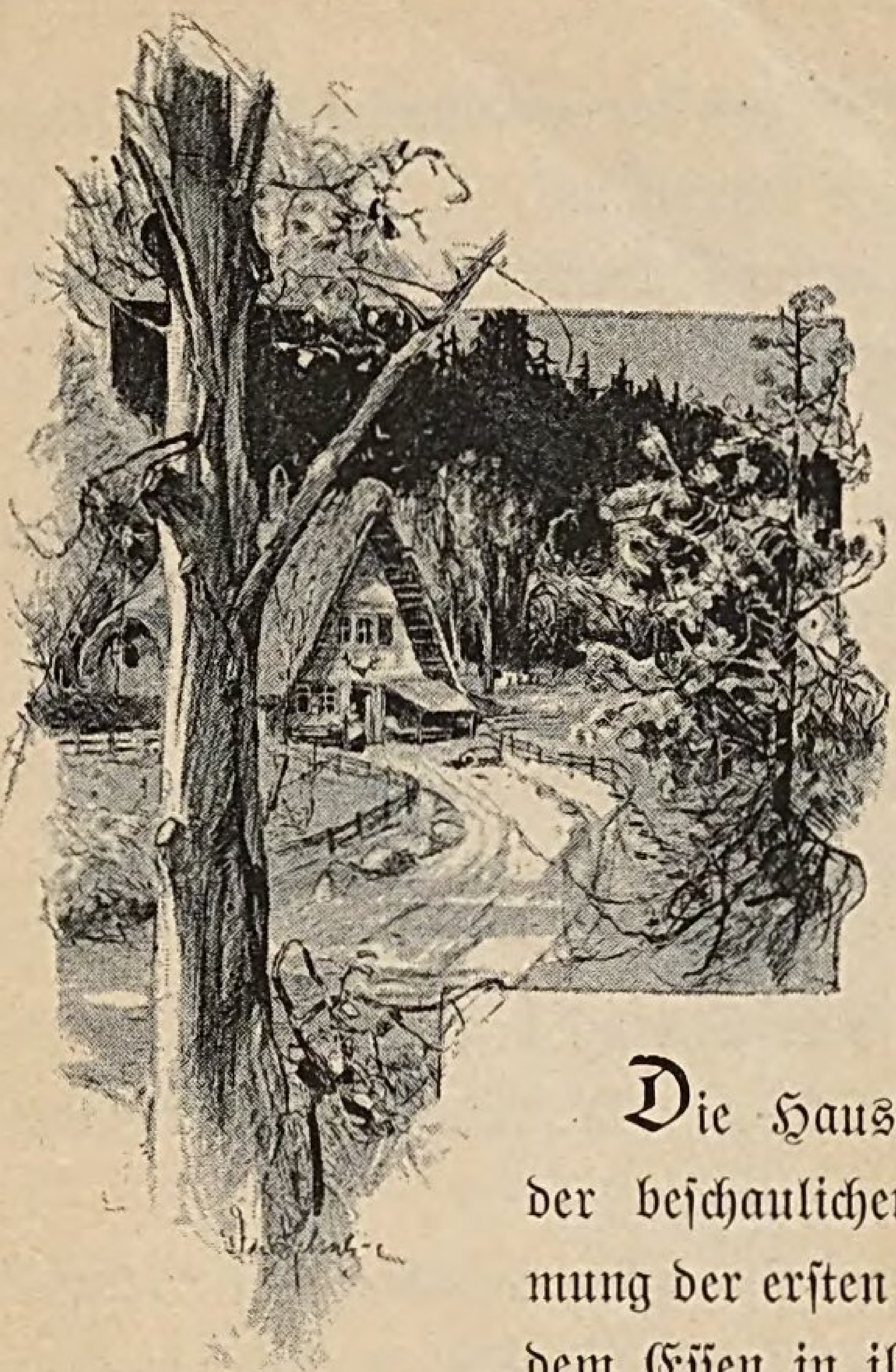
Daß dieser spezielle Vater nach dem erzählten Erlebnis aber seinen Apparat als moralischen Erzieher noch einmal so hoch hielt wie früher, versteht sich von selbst. Es läßt sich ja auch gar nicht leugnen, daß er sich in diesem Falle als ungewöhnlich praktisch bewiesen hatte.

Der Landgerichtsrat verfertigte von der verhängnisvollen Platte denn sofort mehrere Abzüge mit der furchtbaren Drohung, bei der nächsten Ungezogenheit einen davon in Glas und Rahmen an Antons Klassenlehrer zu schenken — und bei hartnäckiger Nichtsnutzigkeit Antons dereinstige Braut auch mit diesem verewigten Bubenstreich zu bedenken.

Wenn Anton nun kein Musterknabe wird, kann niemand etwas dafür — und besonders nicht der Vater und der Amateurphotograph!



Junge Gäste.



Die Hausfrau saß in der beschaulichen Ruhestimmung der ersten Stunde nach dem Essen in ihrer Fensterecke und strickte. Da wurde die Thür eilig aufgerissen, und ihr ältester Sohn, der Untersekundaner Fritz, stürzte, mit dem unverkennbarsten Ausdruck einer großen und reinen Freude in seinen edlen Zügen, in das Zimmer.

„Mutter," rief er ihr voll Entzücken entgegen, „der Doktor Schneider hat ein gastrisches Fieber — ist das nicht famos?"

Empört über diese augenscheinliche Herzlosigkeit blickte die Mutter auf.

„Was fällt dir denn ein?" fragte sie scharf, „wie kannst du denn das famos finden?"

Fritz sah etwas beschämt aus.

„Nun," meinte er zögernd, „er wird ja wieder besser werden — aber wir haben heut nachmittag frei!"

„Ach so!" sagte die Hausfrau besänftigt, „na, und was weiter? Da wollt ihr doch entschieden etwas!"

„Ja!" gestand Fritz, in dessen Augen es sehr unternehmend blitzte, „Müller und Reiman machen einen Waldspaziergang —"

„Bis wann?" unterbrach die Mutter kurz.

„Ach — ein paar Stunden!" wich ihr Sohn aus, „und sie wollen mich mitnehmen!"

Die Mutter legte das Strickzeug zusammen.

„Eigentlich ist mir an dem Verkehr mit Reimann nicht viel gelegen," sagte sie mit der ihrer Würde zukommenden Zurückhaltung, „er ist mir viel zu erwachsen für dich!"

Fritz wippte vor Ungeduld mit dem Fuß.

„Was schadet denn das, Mutter? In zwei

Jahren bin ich eben so alt!“ verteidigte er sich mit mehr Wärme als Logik.

„Vorausgesetzt, daß Reimann so lange mit dem Älterwerden auf dich wartet!“ bemerkte der eben eingetretene Vater; „um was handelt es sich denn?“

Die Mutter, die in der ganzen Welt eine große Falle zu sehen geneigt war, in welcher man ihren Fritz zu fangen oder zu beschädigen beabsichtigte, teilte die Pläne des Sohnes mit offenkundigem Widerwillen gegen ihre Ausführung dem Vater mit — sie hatte sogar noch die Gefühllosigkeit, an einen Aufsatz zu erinnern, welcher seit Tagen drohend am Familienhimmel schwebte und die Hauptcharakterzüge des Torquato Tasso „im Unreinen“ zu behandeln hatte. Der Vater aber legte sich ins Mittel, er vermochte sich besser in das Gefühl der freiheitsdürstenden, jungen Seele seines Sohnes zu versetzen.

„Laß ihn nur gehen, Mathilde,“ sagte er, „du kannst ihn doch nicht ewig am Schürzenbändchen hängen haben! Warum sollen die Jungen nicht bei dem himmlischen Frühjahrswetter einen Spaziergang machen?“

Die Mutter fügte sich, wenn auch etwas unwillig, nachdem sie sich erst noch von Fritz „in die rechte Hand" hatte versprechen lassen, daß er unter keinen Umständen Kahn fahren würde — ein Eid, der um so leichter zu halten war, als das Bächlein, welches den Wald als einziger Wasserreichtum durchrieselte, höchstens eine mäßig breite Zündholzschachtel hätte tragen können.

Selig, die Schülermütze auf dem lockigen Haar, den dargebotenen Überzieher mit Entrüstung und Hohnlachen zurückweisend, stand Fritz bald darauf vor der Hausthür, die Freunde erwartend.

Reimann war Primaner — ein in alle Tücken und Gefahren des Lebens eingeweihter, sehr weltmüder Mann von siebzehn Jahren, der geneigt war, bitter über Einbildungen und jugendliche Aufwallungen zu lächeln, und mit den meisten Freuden dieser Erde schon endgültig abgeschlossen hatte, „da der ganze Rummel, in der Nähe betrachtet, doch nur Blech sei!"

Diese Weltanschauung, sowie ein Scheitel über den ganzen Kopf, eine in mehrjährigen Tanzstundenkursen erlangte tiefe Kenntnis des weiblichen Herzens, die ebendaselbst erworbene Fähigkeit, links

herum zu walzen und den Hut beim Grüßen nach der Tagesmode mit tiefem, feierlichem Ernst und so langsam abzunehmen, als wenn ein Begräbnis vorbeikäme, sicherten Reimann die unbedingteste, widerspruchloseste Achtung seiner Gefährten.

Müller und Fritz fühlten sich demgemäß durch die Aufforderung dieses jungen Weltweisen, mit ihm spazieren zu gehen, auch namenlos geschmeichelt. Beide waren trotz ihrer fünfzehn Jahre überraschenderweise kindlicher Auffassung noch nicht so ganz fern und wären nicht abgeneigt gewesen, nachdem man das Menschengewühl verlassen hatte, sich zu fangen oder zu prügeln — aber wer hätte davon vor Reimann anfangen mögen! So schritten denn die drei, rauchend und die tiefen Fragen der Menschheit mit einer wahrhaft erquickenden Leichtigkeit behandelnd und lösend, durch den frühlingsgrünen Wald.

Übrigens rauchten nur Fritz und Müller — Reimann that es „nicht mehr,“ wie er sagte, als wenn er dergleichen durch jahrelanges, gewohnheitsmäßiges Betreiben schon überdrüssig geworden wäre — in Wirklichkeit, weil ein einmaliger Versuch mit einer entsetzlichen Krankheitskatastrophe

für ihn geendet, die der Vater Reimann durch eine wohlgezielte Ohrfeige noch gefährlich verschärft hatte.

Daß übrigens der freie Schultag, der köstlich blaue Himmel und die fröhliche Frühlingsluft die erstorbene Lebenslust bei Reimann soweit wieder anzufachen vermochte, daß er, auf einer Waldlichtung angelangt, sich ohne vorherige Herausforderung auf Müller stürzte und mit ihm einen jauchzenden, quiekenden und von beiderseitigem höchsten Genusse begleiteten Ringkampf begann, verdient erwähnt zu werden! Fritz beteiligte sich nach Kräften durch Hiebe auf den jeweilig siegreich scheinenden Kämpfer und durch die anspruchslose, flehentliche Bitte: „Haut mich doch auch!" Ich teile übrigens diesen ganzen Zwischenfall nur im geheimen mit, da Reimann es doch nur den jüngeren Kameraden „zuliebe" gethan hatte! Selbstverständlich!

Die Unterhaltung kam auf diesem Wege in ein lebhafteres Tempo, und der Spaziergang wurde durch freundschaftliches Schupsen und Puffen nach rechts und links und durch gegenseitiges Rollen in zum Glück rüchsichtsvoll ausgetrocknete Gräben gewürzt, während einige zoologische Bezeichnungen

deutlich bekundeten, daß man aus den Regionen der höchst philosophischen Probleme wieder in die Gymnasialluft niederzusteigen begann.

Man gelangte bei all diesen Erheiterungen ziemlich tief in den Wald hinein, und allmählich begann trotz aller Freude an der schönen Natur doch auch die materielle Seite des Lebens ihr Anrecht an die jungen Männer geltend zu machen. Nachdem Fritz als der jüngste und unbesonnenste sich zu einem „infamen Hunger" bekannt hatte, erklärten auch Müller und Reimann, daß man sich wohl jetzt nach einer „Kneipe" umsehen dürfte.

„Soviel ich weiß," sagte der Senior unserer Gesellschaft, „giebts hier irgendwo ein Forsthaus mit Wirtschaft — da wird man uns für Geld und gute Worte schon etwas vorsetzen!"

Fritzens Gesicht wurde bei diesem Vorschlag merklich lang! Seine Barschaft war infolge eines verlorenen und auf väterlichen Befehl „vom Eignen" wiedergekauften Zirkels zu sehr betrübender Kleinheit zusammengeschmolzen, und sich von den Gefährten freihalten zu lassen, wäre ihm doch äußerst „peinlich" gewesen! Er beherrschte sich aber wacker und hörte mit dem Gesicht eines vollendeten Fein-

schmeckers den Beratungen über das zu, was man im gegebenen Fall „futtern“ würde.

Das Forsthaus war bald erreicht. Es lag idyllisch mitten im tiefen Walde und bot mit seinem schrägen, moosbewachsenen Dach einen hübschen Anblick. Sehr erhöht wurde dieser Eindruck noch dadurch, daß in der halbgeöffneten Thür, vom Sonnenschein umflimmert, ein bildhübsches, blondes Mädchen von vielleicht achtzehn Jahren saß, das den Gruß der drei Jünglinge mit einem freundlichen Nicken erwiderte und durch einen einzigen Blick ihrer blauen Augen Reimanns im ganzen gegen Damen sehr unempfindliches Herz in die hellsten Flammen setzte. Auch die beiden andern fühlten sich angenehm berührt durch den Anblick der allerliebsten Waldnymphe, drückten aber ihre Empfindungen nur durch ein paar stumme Püffe aus, die sie sich gegenseitig verabfolgten, während Reimann mit der ihm eigenen Sicherheit auf das Försterstöchterlein lossteuerte.

„Mein Fräulein, würden Sie drei ermüdeten Wanderern vielleicht eine Stärkung angedeihen lassen?“ fragte er in musterhaft gewählter Ausdrucksweise. „Was könnten wir hier wohl haben?“

Fritz und Müller sahen sich mit wortloser Bewunderung an — dieser Reimann! Wie er sich wieder zu benehmen wußte! Großartig!

Die kleine Waldfee erhob sich und öffnete die Thür.

„Kommen Sie nur herein!“ sagte sie, und als die drei zögerten, fügte sie mit einem sehr niedlichen Anstrich von mütterlicher Fürsorge hinzu: „Nein, nein, drinnen setze ich Ihnen etwas vor, hier zieht es zu sehr!“

Sie führte unsere drei über diese Wendung der Sache höchst erfreuten Freunde in die von Alter und Rauch geschwärzte und trotz der Frühjahrsluft draußen noch schön geheizte Wirtsstube. Bald hatte das flinke Mädchen ein blütenweißes Tuch über den Tisch gedeckt und vor jeden ihrer Gäste eine Tasse hingestellt, Fritz bat allerdings um Bier — er trank zu Hause noch Milch und fühlte sich infolgedessen moralisch verpflichtet, auf Ausflügen möglichst nur Dinge zu genießen, die diesem kindlichen Getränk gerade entgegengesetzt waren! Ein herrlicher, brauner Napfkuchen wurde auch hereingetragen, der eben frisch gebacken zu sein schien, und unsere drei Helden ließen sich, ihrem

Alter und Stand als ewig hungrige Schüler gemäß, nicht zweimal nötigen und hieben tüchtig ein. Doch nein — Reimann nicht! Reimann war so plötzlich, so gänzlich und so rettungslos in sein reizendes Gegenüber verliebt, wie man dergleichen eben nur mit siebzehn Jahren fertig bekommt!

Während die kleine Schönheit eifrig an einer Näharbeit stichelte und in munterster Weise mit ihren jungen Gästen scherzte, schmolz der Primaner wie ein Schneeball an der Sonne! Seine sonst sehr kühl und verächtlich dreinblickenden Augen nahmen einen so sentimentalen Aufschlag an, daß sie beinah in Gefahr geraten wären, nie wieder in ihre normale Lage zu kommen, und er errötete ohne irgend welche ersichtliche Veranlassung wiederholt bis zur dringendsten Gefahr des Nasenblutens. Und als Fritz und Müller, entschlossen, den Becher dieses aufsichtslosen Nachmittags bis auf die Hefe auszukosten, abermals nach ihrem Rauchzeug griffen, und das Försterstöchterlein Reimann fragte, ob sie ihm vielleicht auch eine Cigarre bringen dürfe, da war Reimann, wie wir wissen, in der glücklichen Lage, ohne besondere Seelenkämpfe sich die großartige Bemerkung zu gestatten: „Meinen besten Dank,

mein Fräulein — ich rauche nicht in Damengesellschaft!" Diese Feinheit stellte allerdings seine beiden Gefährten auf einen recht tiefen Standpunkt der gesellschaftlichen Bildung, aber vorläufig überwog die Freude am Rauchen noch dieses Bedenken, und sie pafften mühsam und erfreut weiter, während sie die Kurmacherei ihres weltgewandten Freundes mit gespitzten Ohren und dem innerlichen, festen Vorsatz anhörten, bei erster passender Gelegenheit eine der aufgeschnappten vornehmen Redensarten auch an den Mann — oder besser an die Dame zu bringen!



Ob der sehr gute und starke Kaffee dem biederen Reimann in den Kopf gestiegen war — oder ob Amor allein die Sache zu verantworten hatte — das wird ewig unaufgeklärt bleiben! Jedenfalls

begann er plötzlich in einen sehr ernsten Ton zu verfallen, seine Studien — er ließ es mit großer Schlauheit unsicher, ob er Schul- oder Universitätsstudien betrieb — als nahezu beendet anzudeuten, und schließlich richtete er ziemlich unverblümt die Frage an sein reizendes, blondes Gegenüber, ob sie nicht geneigt sein würde, auf einen so wohlsituierten jungen Mann wie ihn ein paar Jahre in Treue zu warten.

Die kleine Schönheit sah ihn zunächst mit großen Augen an und hob dann ihre Nähterei einen Augenblick so hoch, daß sie ihr schelmisches Lächeln und die dabei zu Tage kommenden allerliebsten Grübchen erfolgreich vor den Anwesenden verstecken konnte. Dann legte sie ihre Arbeit zusammen, sah mit einer sittsamen, ernsten Miene, die sie sehr niedlich kleidete, ihren jugendlichen Verehrer an, stand auf und sagte: „Wenn Sie einen Augenblick warten wollen, junger Herr, dann will ich meinen Vater rufen — wenn der nichts dagegen hat!" —

Und damit ging sie aus dem Zimmer und ließ unsere drei Freunde in einer höchst unangenehmen Verfassung am Kaffeetisch zurück.

Die beiden Jüngeren, die ihr Vorbild bei

seiner dreisten Liebeserklärung mit offenem Munde angestarrt hatten, bemerkten zu ihrer Bestürzung, daß die erwartete frohe Aussicht auf den väterlichen Segen den armen Reimann in einen wahrhaft entsetzlichen Zustand angstvoller Bestürzung versetzte.

Er versuchte zwar noch den Schein seiner früheren Sicherheit zu retten, indem er mit einem etwas verkümmerten Lachversuch vor sich hinbrummte: „Das ist nicht übel!“ Aber er täuschte weder sich noch seine Freunde.

Endlich brach Fritz das unbehagliche Schweigen. „Kinder!“ begann er leise und sich vorsichtig nach der Thür umsehend, „wollen wir nicht lieber —?“

„Ja!“ fiel Müller hastig ein, „wollen wir nicht nach Hause gehen? Denke einmal, Reimann, wenn der Alte jetzt kommt!“

„Wenn er grob wird!“ stimmte der zitternde Reimann bei, dessen Kühnheit, sonstigen Liebeserfahrungen entgegengesetzt, vor dem unerwarteten Erfolge in nichts zusammensank.

„Das Schlauste ist, wir gehen!“ setzte er mit etwas erzwungener Gleichgültigkeit hinzu, „es scheint ja ohnehin niemand zu kommen — einer-

lei wäre mir's übrigens auch, wenn jemand käme!"



In diesem Augenblick klappte im obern Stockwerk eine Thür, und in groteskem Widerspruch mit seiner soeben geäußerten Ansicht war Reimann blitzschnell mit einem Satz, der seine Befähigung zum Vorturner ewig außer Frage stellte, durch das Fenster hinaus ins Freie gesprungen, wo er so eilfertig die Flucht ergriff, als wenn der Förster mit einem handgreiflichen Glückwunsch ihm schon auf den Fersen wäre!

Die beiden andern folgten ihm stumm und

ebenso eilig — ohne zurück zu sehen, raste das Kleeblatt den holperigen Waldweg entlang und hielt erst in seinem atemlosen Laufe an, als man auch nicht mehr die entfernteste Spur von dem Forsthaus oder auch nur von dem Rauch sah, der über seinem gastfreundlichen Dach sich gegen den Frühlingshimmel kräuselte.

Da standen nun unsere drei Helden, und keiner wagte den andern anzusehen. Fritz und Müller rangen mit den widerstreitendsten Empfindungen und kauten in ihrer Verlegenheit so eifrig junges Laub, als wenn sie keine Sekundaner, sondern — etwas anderes wären!

Reimann fühlte die ganze Schwere des Augenblicks. Er konnte jetzt und hier alle Autorität, allen weltmännischen Ruf in den Augen seiner Genossen einbüßen — hier hieß es einen raschen Entschluß fassen — und er faßte ihn!

„Kinder!“ begann er mit großer Gelassenheit und strich sich das vom Laufe verwirrte Haar aus der Stirn, „das war ja eine tolle Geschichte!“

„Du hattest schöne Angst vor dem Alten!“ bemerkte Müller als erstes Zeichen erwachender Rebellion.

„Donnerwetter ja!“ bekräftigte Fritz, „ich dachte aber auch, er würde dich durchbläuen!“

Reimann zuckte höhnisch die Achseln.

„Davor dachtet ihr, hätte ich Angst gehabt? Blech! Ich merkte nur, daß das Mädel mehr wie gerne ja gesagt hätte — na, und der Alte hätte wohl auch zugegriffen — und so hatte ich es nicht gemeint!“

„Aber —“ begann Müller unüberzeugt.

„Glaubt mir!“ fuhr Reimann nachdrücklich fort, „so wird man geangelt! Und ich hätte dann meine ganze Karriere verdorben — hätte womöglich von der Schule abgehen müssen!“

„Ob du ihr wirklich so gut gefallen hast?“ erkundigte sich Müller noch immer mit einigen ruchlosen Zweifeln.

Reimann lächelte siegesgewiß.

„Wenn du das nicht gemerkt hast, Müller — weg war sie — einfach weg! Ihr hörtet doch, sie wollte bloß den Alten um Erlaubnis fragen!“

Diese letztere Thatsache war ja so unleugbar, daß keiner der Genossen sie anzweifeln konnte, und Reimanns Stellung den andern gegenüber schien durch das Abenteuer eher noch an Festigkeit gewonnen zu haben.

Er gratulierte sich innerlich aufs lebhafteste zu seinem klugen Schachzug und fing bereits an, selbst fest überzeugt zu sein, daß er im Forsthaus ein gebrochenes Herz zurückgelassen hätte — für seine siebzehn Jahre doch eine ganz gehörige Leistung!

Mit hochgehobenem Haupt ging er in diesem Gefühl vor den Gefährten her — seinem Selbstbewußtsein war die heutige Krisis anscheinend sehr gut bekommen.

Da teilten sich hinter ihnen die Büsche, und ein hübscher, junger Forstmann mit einem dichten, blonden Schnurrbart, der wühlenden Neid in der Brust der drei Schüler erregte, kam pfeifend, von seinen Hunden begleitet, des Weges.

Er begrüßte die drei Jünglinge sehr freundlich, aber mit einem gewissen überlegenen Lächeln, welches Reimann schon dazu veranlaßte, innerlich zu erwägen, ob er den Kerl nicht „verhauen" sollte.

„Haben Sie denn eigentlich auch recht satt bekommen in der Försterei!" fragte der neue Ankömmling, Reimann mit einem durchbohrenden, aber dabei sehr gutmütigen, humoristischen Blick betrachtend. „Meine Braut hat heute Kuchen gebacken — da haben Sie's gut getroffen! Sie

hätten nur nicht so eilig sein sollen! Na — auf ein andermal, junger Herr," fuhr er fort, immer noch zu Reimann gewendet, „und wenn Sie wieder einmal vorsprechen, kriegen Sie wieder Kuchen! Ich bin nicht eifersüchtig — nicht mal auf so einen hübschen Schwarzkopf, wie Sie einer sind! Also — Glück auf den Weg!"

Und mit einem wahrhaft satanischen Gelächter, welches ihn als den Eingeweihtesten der Eingeweihten kennzeichnete, nickte der schmucke, junge Mann dem vernichteten Reimann zu und verschwand, wie er gekommen war.

Reimann aber brauchte wenigstens zwanzig Minuten, um sich soweit zu erholen, daß er in tiefster Demut und heiliger Zusicherung seiner sämtlichen alten Jahrgänge vom „Jugendfreund" und „Guter Kamerad" seine beiden vormaligen Anbeter auf Stillschweigen vereidigen konnte. Ich muß übrigens hier zu ihrer Ehre bekennen, daß sowohl Fritz wie Müller das tiefste Stillschweigen beobachtet haben — mir ist die Geschichte ganz zufällig bekannt geworden!

Daß Reimanns Ansehen und seine Weltanschauung bei den beiden anderen aber etwas in

Mißkredit gekommen sind, das kann ich nicht leugnen — es war auch nicht anders zu erwarten!



Er selbst — Reimann — hat übrigens an seinem ersten Versuch als Don Juan so wenig Geschmack gefunden, daß er vor dem Abiturientenexamen gewiß keinen zweiten machen wird, und bis dahin hat er noch lange Zeit! Eigentlich ist das auch recht gut!

Tante Clementine.

Der Haushalt des Justizrats Treckmann erfreute sich seit 24 Stunden einer neuen Köchin. Dieses Ereignis, welches von sanguinischen Gemütern als der aufgehende Stern großer häuslicher Reformen und Segnungen gepriesen zu werden pflegt, erweist sich in der Folge oft als nicht so ganz erfreulich, doch in diesem Fall bedingte es bereits insofern ein erleichtertes Aufatmen, als es eben vorher nicht mehr auszuhalten war!

Die bisherige Pauline, die sich seit gestern zur „vorigen" umgewandelt hatte, war in der letzten Zeit ihres Wirkens dem etwas launenhaften Hausherrn plötzlich und ohne ersichtlichen Grund ein Gegenstand des tiefsten Hasses geworden — er schob jede von ihr bereitete Speise, ehe er sie überhaupt gekostet hatte, schon mit unverhehltem Abscheu von sich, erklärte sie für angebrannt oder „nicht

gar" — ein Kosewort, welches in mißgestimmten Zeiten jedem Gericht, das Trinkwasser vielleicht ausgenommen, beigelegt wurde, und welches jede Mahlzeit für die Gattin zu einer wahren Nervenprobe gestaltete.

Nebenbei untersuchte der Justizrat in diesem Lebensabschnitt die Zimmer mit der Lupe auf Staub- und fuhr bei jeder gegebenen und nicht gegebenen Veranlassung wutschnaubend hinter der unseligen Pauline her, so daß diese schon wie eine ältliche Taube vor dem Weih durch alle Stuben vor dem Hausherrn floh und bei Gelegenheit der Kündigung dem Gefühl Ausdruck gab: „Da will ich mich ja lieber von den Gänsen ertreten lassen, wie bei so einem Herrn dienen!" — eine Todesart, die allerdings den Reiz der Neuheit für sich hätte beanspruchen können.

Bis nun die Qual der Wahl überstanden und ein Ersatz für Paulinen gefunden war, trat ein sehr unbehaglicher Zustand ein. Das Haus wurde der Sammelplatz einer Horde rotäugiger Vermietsfrauen, die alle mehr oder weniger Ursache hatten, sich zu beglückwünschen, daß sie nicht im Zeitalter der Hexenprozesse geboren waren, und die von früh

bis abends — vorzugsweise zur Zeit der Siesta — furchtbare Klaras, Amalien und Josephinen mit Ponyhaaren und fettigen Beglaubigungsbüchlein präsentierten.

Diese Feen hatten samt und sonders die berechtigte Eigentümlichkeit, sich bei jeder ihnen zugemuteten Leistung im voraus vor Abscheu zu schütteln und außerdem flehentlich zu bitten, man möge sich bei der „letzten" Herrschaft nicht nach ihnen erkundigen, da sie zufällig mit dieser gerade immer unglücklich gelebt hatten.

Endlich wurde aus der Zahl dieser Huldinnen eine „Emilie" erwählt, die sehr gut empfohlen schien, alles und noch etwas mehr zu leisten verhieß und, wie gesagt, spät am Abend vor Beginn unserer Geschichte im justizrätlichen Hause eingezogen war. Ihre Leistungen hatten sich daher naturgemäß erst auf Schlafen beschränken müssen, da sie vielleicht jenem Herrn beistimmte, der auf eine Frage nach seinen Träumen bescheiden erwiderte: „Ich träume seit Jahren nur noch das unumgänglich Notwendigste!"

Heut morgen saß die Familie um den Kaffeetisch. Die Justizrätin bewachte mit wahrhaft ver-

zehrender Angst die Mienen ihres Mannes, der eben den ersten von Emilie bereiteten Frühstückstrank zum Munde führte. Er prüfte den Inhalt der Tasse mit solcher Ausführlichkeit, als wenn es alter Rheinwein gewesen wäre, und sagte dann vernichtend: „Dünn!"

Die Hausfrau schwieg zerschmettert und sah im Geiste eine neue Keif-Ära hereinbrechen, da, ihrer in 15jähriger Ehe gewonnenen Überzeugung nach, ein Engel vom Himmel herunter kommen müßte, um ihrem Mann zu Danke zu kochen, und ein solcher schwerlich Neigung verspüren dürfte, bei Justizrats als Köchin einzutreten. Die Stimmung war, wie sich aus dem Obigen ergiebt, nicht glänzend an diesem Morgen, und sogar die sonst nicht leicht zu dämpfenden Kinder des Hauses, zwei schulpflichtige Jungen im Alter von elf und zwölf Jahren, trugen heute wenig zur Unterhaltung bei.

Das kleinste Kind schlief noch — es war ein Nachkömmling von anderthalb Jahren vorhanden, der, erst mit einiger Entrüstung aufgenommen, sich nun zum absoluten und vergötterten Hauptpersönchen aufgeschwungen hatte. Karl und Eugen, die

beiden Söhne, befanden sich entschieden im Besitz eines furchtbaren Geheimnisses, sie schubsten sich fortgesetzt unter dem Tisch und flüsterten sich gellend in die Ohren: „Sag's! nein, sag' du's!" bis die Mutter, durch ihr Gebaren aufs höchste gereizt, mit den milden Worten um ihr Vertrauen warb: „Na, heraus mit eurem Blödsinn!" Karl lächelte in lieblicher Verlegenheit. „Der Schulze will mir einen Hund schenken!" brachte er dann heraus. „Einen Bernhardiner Mops!" sekundierte Eugen, mit allerdings recht verworrenem Begriffe von Hunderassen.

Der Vater schob die Brille auf die Stirne.

„Wer soll denn die Hundesteuer für ihn bezahlen?" fragte er ernüchternd. „Ach, das machen wir schon!" begütigte Karl, wie es schien, fest entschlossen, den Staat um diese Goldquelle zu betrügen, „im ersten Jahr kostet er überhaupt nichts. Er heißt Flick!"

„Das scheint mir vorläufig seine beste Eigenschaft zu sein!" bemerkte die Mutter herzlos.

„Mutter, dürfen wir?" flehte Eugen in den höchsten Tönen, während Karl, der bei dem Hausherrn eine etwas bevorzugte Stellung genoß, die

väterliche Einwilligung durch eine gewaltsame Umarmung zu erzwingen suchte, die dem Justizrat beinahe das Leben gekostet hätte.

„Wir werden ja sehen!“ sagte er unbestimmt, während seine Gattin über die Schwäche des Gebieters, wo es sich um Karl handelte, die Achseln zuckte, „geht nur jetzt ab, es ist dreiviertel.“

Die Jungen, ihrer Sache nun schon sicher, entfernten sich strahlend, und unmittelbar nach ihnen erschien die neue Emilie, im Schürzenzipfel einen Brief haltend, den sie vor die Hausfrau hinlegte, sich dann mit demselben Schürzenzipfel eine Thräne trocknend. Dieses Verfahren wurde vom Justizrat mit dem Donnerwort gerügt: „Haben Sie etwa keine Taschentücher, mein Kind?“ worauf Emilie mit ersticktem Schluchzen hinausstürzte.

„Was hat denn die zu heulen?“ erkundigte sich der Hausvater verstimmt.

„Sie wird Heimweh haben!“ entschuldigte seine Frau gutmütig — ein freilich nicht sehr stichhaltiger Grund, da die bisherige Dienstherrschaft Emiliens nur drei Straßen weit von Justizrats wohnte.

Jetzt erbrach die Hausfrau den Brief, las

— und ließ ihn mit einem leisen Schreckensruf sinken.

„Na?“ fragte der Vater gespannt.

„Clementine kommt heute vormittag!“ sagte die Justizrätin und bemühte sich, ihre Gesichtszüge zu einem seligen Lächeln zu verklären.

„So!“ erwiderte ihr Mann gedehnt — die allgemeine Freude äußerte sich nicht gerade tobend.

Clementine war die bedeutend ältere Stiefschwester des Hausherrn und ging unter der Bezeichnung „eine prächtige Person!“ die merkwürdigerweise selten oder nie auf sehr liebenswürdige Menschen angewandt wird, da erfahrungsgemäß eine gewisse Vortrefflichkeit sich leicht mit Unausstehlichkeit paart — vielleicht, damit des Guten nicht zuviel auf einem Haupt sich vereinige.

Die Abarten der Unausstehlichkeit sind so unendlich mannigfach, daß man oft froh erstaunt, noch einer neuen Schattierung in einer Mitschwester oder einem Mitbruder zu begegnen, wenn man bereits glaubt, seine Sammlung vollständig zu haben.

Clementine hatte ihre Spezialität auch wieder ganz für sich und zwar leider gerade eine, die ihrer Schwägerin „auf die Nerven“ fiel. Die beiden

Damen waren sehr verschiedenen Temperaments, und das höchste, was sie an gegenseitiger Zuneigung zu leisten vermochten, war, sich stillschweigend zu dulden, oder wie Clementine das ausdrückte, „zu tragen!“ — ein feiner Unterschied, der bei dem „Tragenden“ eine namenlose Geduld voraussetzt.

Bei dem Gedanken, Clementine gerade jetzt zu „tragen“, beschlich unsere Hausfrau allerdings ein wehmütiges Gefühl. Als sie in die Logierstube ging, von Emilien gefolgt, rechnete sie im Geiste nach, daß eine unliebenswürdige Schwägerin, ein junger Hund und eine neue Köchin von ihr in dieser Woche zu bewältigen seien, und sie seufzte tief.

Emilie gab den Seufzer in herzbrechender Weise zurück, die Hausfrau, die sich rasch nach diesem unerwarteten Echo umdrehte, sah die Neue schon wieder in Thränen zerfließen.

„Was haben Sie denn?“ fragte die Justizrätin etwas ungeduldig.

„Mir ist so schlecht!“ schluchzte Emilie, „ich bin es so anders gewöhnt!“

Bei näherem, teilnehmendem Befragen ergab sich als Grund für diesen herzbrechenden Jammer, daß Emilie bei „Privats“ — diesen eigentümlichen

Stand hatte ihre bisherige Herrschaft inne — statt einer roten Bettdecke eine weiße gehabt und ihren Morgenkaffee statt aus einer Tasse aus einem Töpfchen getrunken hatte! Auch war Emilien nicht bekannt gewesen, daß Kinder da wären — Emilie war nicht kinderlieb, und Privats hatten keine Kinder — kurz, die Hausfrau kam sich in dieser ersten Viertelstunde bereits ganz scheußlich im Vergleich mit „Privats" vor und sah sich doch außer stande, ihre Kinder Emilien zuliebe einem Findelhause zu überweisen.

Sie gebot daher der geknickten Köchin etwas scharf, ihre Thränen zu unterdrücken, und fügte hinzu: „Wenn es Ihnen bei Privats so ausgezeichnet gefiel, konnten Sie ja da bleiben!" was in der Stimmung der neuen Hausgenossin wenigstens die Abwechslung hervorrief, daß sie nicht mehr weinte, sondern „tückschte", wie der Volksmund sagt.

Ein stürmisches Klingelziehen unterbrach die Diskussion. Die Mutter erblich — sollte Clementine jetzt schon gekommen sein, wo die Gaststube halb aufgeräumt, und Emilie in der Küche noch ganz unorientiert war? Sie eilte in das Wohnzimmer — richtig, da stand die Schwägerin in Le-

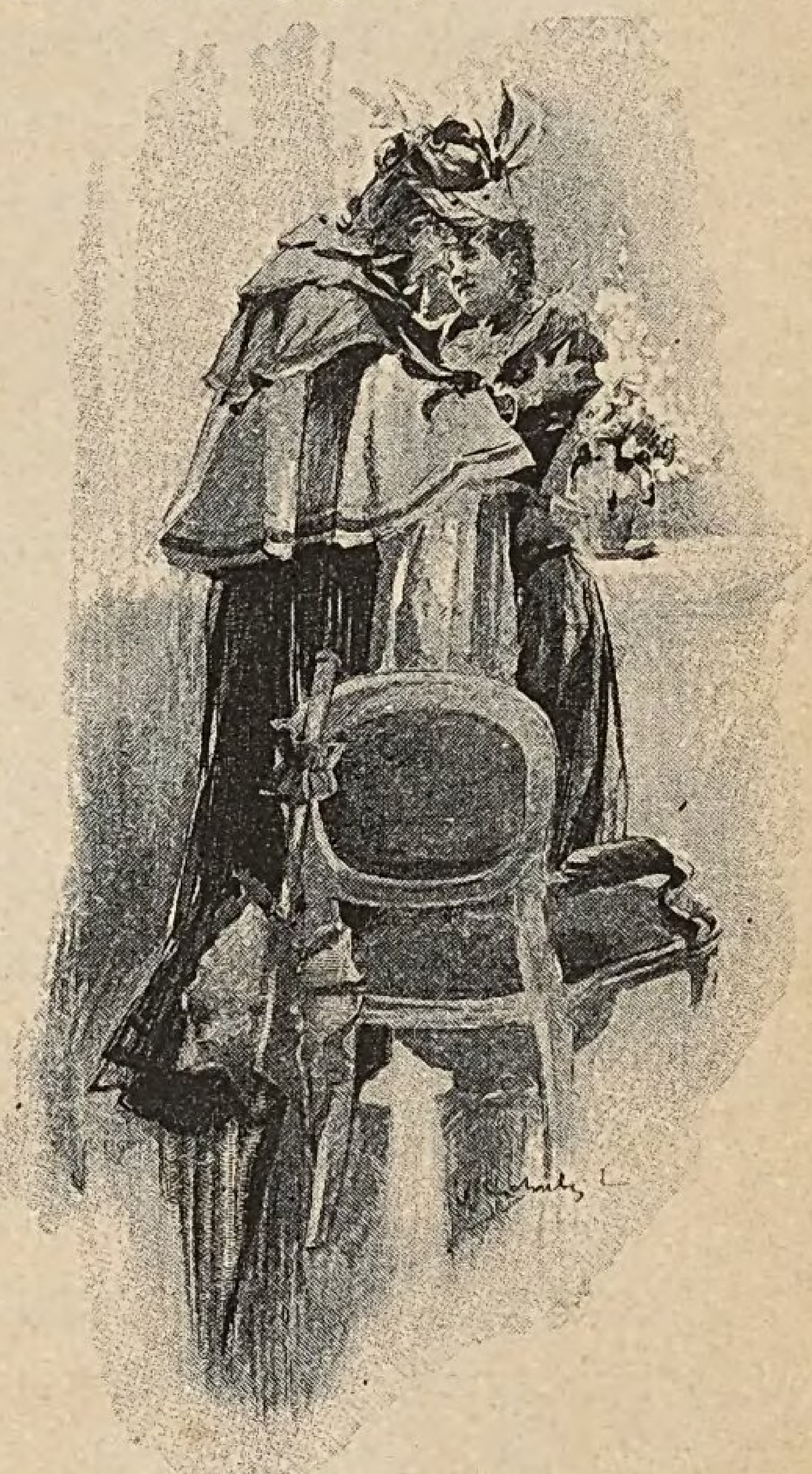
bensgröße mit dem still gekränkten Ausdruck eines Menschen, der nicht vom Bahnhof geholt worden ist und dies wohl erwartet hätte!

Die Hausfrau begrüßte den Besuch mit den allerdings nicht sehr ermutigenden Worten: „Du bist schon da, Clementine?“ was dieser Dame sofort einen gekniffenen Zug verlieh.

Clementine war eine sehr große, überschmale Person mit einem Gesicht, das wie eine wehmütige, gebackene Birne aussah. Trotz dieser Außenseite und trotz des Umstandes, daß die Zahl etwaiger, indiskreter Geburtstagslichter bei Clementines nächstem Wiegenfeste stark nach fünfzig hätte neigen müssen, hielt sich die brave Dame noch für unwiderstehlich und beständig von Freiern belästigt, eine phantasievolle Annahme, die ihr jedenfalls viel Freude machte und niemand schadete.

Die beiden Schwägerinnen stießen sich kühl mit der Nasenspitze gegen die Wangen, eine Form der Begrüßung, die ungefähr den Grad der gegenseitigen Zuneigung versinnbildlichte, und Clementine „legte ab“, während ein hausgroßer Koffer im Flur drohend auf so lange Bleibeabsichten deutete, daß es der Justizrätin eiskalt über den Rücken lief.

„Du findest mich allein, Clementine, und sehr beschäftigt,“ begann die Hausfrau, „ich muß dich bitten, heut vormittag nachsichtig zu sein — ich habe ein neues Mädchen!“



„Du weißt ja, Julie, ich mache keine Ansprüche,“ flötete Clementine, „der Haushalt fordert Zeit, und Zeit ist Geldes wert!“

Clementine hatte eine Art, unumstößliche und von Generationen schon platt getretene Wahrheiten mit einer gewissentriumphierenden Selbstzufriedenheit vorzubringen, welche dieselben als ihre eigenste, hochneue und originelle Entdeckung erscheinen ließ. Sie besaß ferner die Eigentümlichkeit, bei ihren Nebenmenschen eine Unkenntnis aller bestehenden

Verhältnisse vorauszusetzen, die ihr das Recht und die Pflicht auferlegte, sich beständig im Kanzelton zu äußern und die Bildung ihres Nächsten durch Mitteilungen, wie „die Mode, meine Liebe, übt eine große Herrschaft aus“ — oder „im Winter muß man auf kurze Tage gefaßt sein, mein liebes Julchen“ — in dankenswerter Weise zu vervollkommnen.

„Ich besorge dir jetzt etwas Frühstück, Clementine,“ sagte die Hausfrau nach kurzem Gespräch und stand auf, „inzwischen kommt wohl Albert nach Hause — wenn du hier etwas lesen möchtest?“

„Ich komme mit dir,“ entgegnete Clementine sanft, ich kenne deine Wirtschaftsräume noch nicht, und dann bin ich doch auch hergekommen, um ein freundliches Zusammenleben mit euch zu haben — allein im Zimmer lesen konnte ich zu Hause auch, mein Kind!“

Die Justizrätin lud die Sprecherin durch eine stumme Handbewegung ein, ihr zu folgen, sie stand im Begriff, Emilien in die Geheimnisse der Küche einzuweihen und ihr die Bedeutung jedes Milchtopfes sachlich und freundlich auseinanderzusetzen, ein Verfahren, bei dem alle neuen Köchinnen ausnahmslos starr vor Staunen sind, daß so wenig

Töpfe da seien, und es nicht fassen, worin ihre Vorgängerin gekocht haben könne.

Clementine heftete sich denn, wie ein furchtbares Gespenst der Nacht, an die Sohlen der Hausfrau und „sah zu", wie Emilie belehrt wurde, diesen an sich schon fluchwürdigen Vorgang durch kleine Anmerkungen verlängernd und verbitternd. Frau Julie, von Natur etwas nervös, litt Folterqualen und empfand in diesem Zustande sogar die harmlosen Provinzialismen ihres Gastes als tödliche Beleidigungen, so daß sie bei der Frage: „Du lässest wohl den Zucker zu Hause ‚kneifen?'" beinahe in heiße Thränen ausgebrochen wäre.

Zum Glück erschien der Justizrat in diesem verhängnisvollen Moment an der Küchenthür, und mit dem seligen Bewußtsein, „es ist seine Schwester!" lagerte die Hausfrau den Gast sofort auf ihn ab und sah Clementine ungefähr mit denselben Empfindungen aus der Küche verschwinden, die Sindbad gehabt haben mag, als sich der Meergreis sein Anrecht auf den Namen eines braven Mannes erwarb und sich seinen ersten Rausch trank.

Der Hausherr empfand indessen auch eine schmerzliche Enttäuschung — er hatte seine Stief-

schwester netter in der Erinnerung und gestand sich zögernd zu, daß sie eigentlich unerträglich sei. Dies dumpfe Bewußtsein kam ihm besonders in dem Moment zur grellen Deutlichkeit, als er voll Vaterstolz die Tante an die Wiege des schlafenden Baby geleitete, welches sein Händchen in unbewußter Anmut in die Höhe reckte, als griffe es nach etwas.

„Sieh doch, Clementine," bemerkte der Vater lächelnd, „wie affektiert der kleine Balg sein Patschchen hält!"

Clementine schüttelte leise mißbilligend den Kopf. „Affektation, mein lieber Bruder, kennt ein Kind dieses Alters noch nicht!" sagte sie belehrend.

Der liebe Bruder starrte sie einen Moment in wortlosem Entsetzen an, dann pfiff er leise vor sich hin und geleitete den Gast an dem großen Koffer vorbei wieder ins Wohnzimmer.

„So war sie doch früher nicht?" fragte er düster vor sich hin.

Die Jungen kamen inzwischen mit dem neuerworbenen Flick, einer hochbeinigen, schauderhaften Kreatur von unbestimmter Rasse, aus dem noch

alles, nur nichts Schönes werden konnte, nach Hause und setzten das Untierchen ohne weitere Vorbereitung vor die Ihrigen auf den Boden.



Zum sprachlosen Entzücken der Besitzer gebärdete sich Tante Clementine bei diesem Anblick ungefähr, als wenn der Löwe von Florenz auf sie losgelassen worden sei, und floh mit allen Anzeichen fassungsloser Angst in die Ecke, ihr Antlitz verhüllend. Die natürliche Folge war, daß Karl und Eugen es ermöglichten, der Tante auf Schritt und Tritt mit ihrem Juwel

zu begegnen und es ihr mit Streichelzumutungen hinzuhalten, die jedesmal fast Krämpfe bei der tierliebenden Dame zur Folge hatten. Flick erwies sich übrigens sofort als ein Besitz von zweifelhaftem Wert, indem er auf den Tisch sprang, ein Butterbrot ergriff und damit freudestrahlend das Weite suchte, verfolgt von seinen beiden Eigentümern, die dies Ereignis durch unsägliches Thürenschlagen und Hallogeschrei in eine ergötzliche Treibjagd zu verwandeln wußten. Die Nerven der Tante litten ersichtlich unter diesem Zustand, und die Hausfrau begann im stillen zu hoffen, daß sie sich am Ende bald eine Lufveränderung verordnen und so ihren Aufenthalt im justizrätlichen Hause abkürzen würde.

Das Mittagessen ging ohne bemerkenswerte Störungen vorüber, etwas eigentümlich wirkte nur der Moment, in welchem Clementine die erste Gabelspitze voll Fisch zum Munde führte und mit einem so lauten und entsetzten: „ach — kein Salz!" aufschrie, als wenn diese Thatsache ihr vor Schreck das Blut in den Adern erstarren ließe. Emilie hatte sonst gut gekocht, und der Hausherr spähte vergeblich und etwas enttäuscht nach Angebranntem — es war nichts! Hingegen machten die Jungen

der Mutter die Freude, sich bellend um das erste Stück des neu angeschnittenen Brotes zu zanken, ein an sich harmloser Vorgang, wie er sich unter liebenden Geschwistern durchschnittlich alle Tage einmal ereignet, der aber von der Tante durch die betrübte Anmerkung: „O pfui, o pfui! Haß und Brotneid unter den Geschwistern? Ist das wohl schön?“ fast zum Brudermord gestempelt wurde und ein Strafgericht in der Form versagter Mehlspeise über die beiden Jünglinge herabrief.

Die Folge dieses Verbotes war, daß Karl und Eugen sich unmittelbar nach Tisch weinend mit Flick in ihr Zimmer zurückzogen und mit ihm „spielten“, ihn dadurch zur beklagenswertesten Kreatur seiner Zeit machend, während sie sich bemühten, ihn wie sonst „auf den Mann“ — hier „auf die Tante“ zu dressieren, und den Köter auf einen derselben gehörigen Muff hetzten, der im Laufe dieses Sports ein paar bedenkliche Tonsuren bekam.

Der Hausherr und die Hausfrau gehörten zu den Leuten, die ihre Nachmittagsruhe so heilig halten, wie ein frommer Engländer den Sonntag. Jede, auch noch so unbedeutende Störung oder

Unterbrechung dieser weihevollen Stunde wurde mit allseitigen Verwünschungen geahndet und hatte außerdem bei beiden Eltern für den Rest des Tages eine unterdrückte Wut im Gefolge, die nur winziger Anlässe bedurfte, um sich verderblich zu entladen.

Heut ergriff denn nun auch der Justizrat unmittelbar nach aufgehobener Tafel sein spezielles Sofakissen und winkte seiner Frau: „Julie, jetzt wollen wir unser Lesestündchen halten", eine zarte Umschreibung der Siesta, die der Hausvater von ihrer ersten Sekunde an durch herzhaftes und wohlgemeintes Schnarchen zu feiern pflegte.

„Clementine, darf ich dir auch ein Buch geben!" wandte sich Julie an ihre Schwägerin.

„Ich danke!" erwiderte der Gast, „ich ruhe nicht nach Tische, der Arzt hat es mir verboten! auch Lesen ist mir dann nicht zuträglich. Plaudern wir ein wenig, Julchen, wir haben noch gar nicht gemütlich zusammen gesessen!" Bei diesem furchtbaren Vorschlage entfloh der Justizrat ohne ein Wort der Erwiderung so eilig, als wenn es hinter ihm brennte, und überlieferte mit männlichem Egoismus seine Frau der „plaudernden" Clementine, indem



er sich zu seiner Rechtfertigung versicherte, er hätte das eben einfach nicht überlebt und hielte es für gewissenlos, seine Familie auf diese Art vorzeitig ihres Ernährers zu berauben.

Clementine und Julie nahmen denn nun im Wohnzimmer auf zwei bequemen Lehnsesseln Platz.

Clementine strickte mit riesigen Holznadeln, die wie Castagnetten klapperten und jede Sammlung unmöglich machten. Julie starrte mit gläsernen Augen auf die Schwägerin und bemühte sich, wach zu bleiben.

„Ich schliefe auch gern nach Tische!“ begann Clementine die anregende Unterhaltung, „wie alles Verbotene reizt auch dies die menschliche Natur! schon Eva hätte nie nach dem Apfel gegriffen, wenn er ihr nicht untersagt worden wäre!“

„O gewiß!“ stimmte Julie dieser neuen Entdeckung so recht herzlich bei.

„Mein Arzt, ein prächtiger Mann, wünscht es aber nicht!“ fuhr Clementine fort, „besonders seit ich das letzte Mal Karlsbader getrunken habe! Du kennst meinen Arzt nicht, Julie? Doktor Kletton — von den Klettons aus Pommern! — der eine, Paul, ging im Jahre 72 nach Amerika!“

„O!“ sagte Julie bewußtlos bedauernd.

„Bitte!“ verteidigte Clementine den europamüden Paul mit Lebhaftigkeit, „er war nicht etwa ein Taugenichts! Amerika ist im allgemeinen die Ablagerungsstätte für solche, die hier in Deutschland nicht recht gut thun wollen!“

„Was du sagst!“ bemerkte Julie, deren Kopf bereits zweimal bleischwer vornüber gesunken war.

„Aber Paul wollte Zahnarzt werden und ist es auch geworden! Zahnarzt!“ fügte Clementine nach einer Pause mit drohend erhobener Stimme bei, als Julie über die interessante Mitteilung nicht sogleich durch einen zustimmenden Vokal quittierte. „Und mein Arzt, wie gesagt, ist unverheiratet. Ich sagte es doch schon? Das hat sein Peinliches,“ fügte Clementine bei und schlug die Augen nieder,

„im tiefsten Vertrauen gesagt, ich bin deswegen abgereist, ich glaube, der Gute fing an, sich etwas in den Kopf zu setzen.“

Julie rieb sich die Augen, sie glaubte jetzt wirklich zu träumen.

„Und ich weiß doch nicht, was ich thäte,“ fuhr Clementine errötend fort, „man kann doch auch nicht jeden nehmen! Aber er macht manchmal eigentümliche Andeutungen, so neulich, als ich ihm erzählte, daß ich so gern Schnittbohnen äße, sagte er: ‚Da passen wir ja recht gut zusammen!‘ Es war zu peinlich!“

Während Clementine selig im Fahrwasser ihrer Erinnerungen an den Doktor schwamm und noch mehrere ähnlich romanhafte Äußerungen dieses Ehrenmannes erzählte, legte Julie den Kopf in die Hand, und in einer Stellung, die ebenso wohl gespannter Aufmerksamkeit entspringen konnte, entschlief sie sanft und friedlich, nur von Zeit zu Zeit durch ein dumpfes Gemurmel, welches sie instinktiv nach Bedarf zustimmend oder bedauernd gestaltete, ihren Anteil an der Konversation aufrecht erhaltend.

In dieser Weise verging die erste Zeit des Logierbesuches, Clementine begleitete die beklagens-

werte Hausfrau auf Schritt und Tritt und erkundigte sich mit nervenzerreißender Beharrlichkeit: „was machst du da, Julchen?“ oder sie konstatierte jede Bewegung mit: „ach, du strickst! o, du nähst? i, du liest! ei, du ißt?“ so daß Julie mit ihren Butterbröden schon die Dachkammer aufsuchte, um sich nicht das zweite Frühstück jedesmal mit Kommentaren belegen zu lassen!

Auch in die sonstigen häuslichen Vorgänge griff Clementine mit Rat und That ein. Sie verbot, das Baby zu tragen, wenn es schrie, und erklärte dies für eine unnötige Verwöhnung! Sie machte Emilien, die leicht beleidigte Köchin, die ohnehin „Privats“ noch nicht verschmerzt hatte, auf Mängel in ihren Leistungen mit milder Strenge aufmerksam und schrieb auf die nicht vom Staub befreite Oberfläche des Klaviers ein vorwurfsvolles: „ei! ei!“, ein moralischer Erziehungsversuch, der keinen Eindruck auf Emilien machte, da der „Privat“ in solchem Fall weniger zart als verständlich einen Tiernamen in alle Rinden einzugraben pflegte.

Die Jungen litten nun gar Qualen unter der Anwesenheit der Tante! Erstens sagte sie zu ihnen: „mein Knabe!“ was ihnen entsetzlich war, und

worüber sie nicht einmal lachen sollten, und dann hatte sie ihnen sehr kokette Polenmützen mitgebracht, die sie tragen mußten, und die sich von denen ihrer Klassengenossen in auffälliger Weise durch Trodbeln unterschieden. Die Tante wachte mit zorniger Gier darüber, ob die Jungen diesen Hauptschmuck auch aufsetzten, und stand extra zeitiger auf, um es festzustellen. Karl und Eugen schlugen sich mit ihren Mitschülern fast tot wegen dieser Mützen, und Eugen verlangte, aus dem Gymnasium abzugehen, da ihm sein Leben zur Last würde.

Flick hatte sich bisher, trotz aller darauf gesetzten Hoffnungen, noch nicht bewegen lassen, die Tante anzufallen, er umschlich sie in scheuen Bogen und fürchtete sich entschieden noch mehr vor ihr, wie sie vor ihm.

Ein besonders fataler Umstand war aber noch der, daß die Tante eine Wurst mitgebracht hatte, die niemanden schmeckte, und die, ihrer gebieterischen Forderung gemäß, bei keiner Abendmahlzeit auf dem Tisch fehlen durfte. Clementine paßte auf, wie ein Polizist, ob auch jeder mit Appetit von dem entsetzlichen Leckerbissen äße, und sowie einer oder der andere eine zu kleine Portion nahm, fragte sie mit tiefbeleidigtem Ton: „Mein unbe-

deutendes Geschenk schmeckt euch wohl nicht? Ihr seid es freilich anders gewöhnt!" worauf der Betreffende sich vor Verlegenheit genötigt sah, widerwillig noch mehr auf seinen Teller zu laden. Daß der Moment, wo die Tante wieder abreisen würde, demnach von allen im Hause mit nicht zu großem Schmerz erwartet wurde, läßt sich denken. Vorläufig aber vermied sie jede, auch noch so entfernte Andeutung; ja selbst die brennende Frage, ob sie ein Rundreisebillet genommen habe, ein Umstand, bei dem sich doch durch „Tage-Ausstreichen" im Kalender eine gewisse moralische Erleichterung für ihre Wirte hätte ergeben können, blieb in geheimnisvolles Dunkel gehüllt.

So verstrich denn wieder eine Woche in nicht allzu heiterer Stimmung, und der Sonntag war herangekommen. Flick hatte diesen Festtag benutzt, um sich ganz besonders durch Dummheiten auszuzeichnen. Er stieß früh den Milchtopf um, fraß einen Morgenschuh an und hatte sich dann in einem Anfall von Bildungstrieb der Familie heimlich in die Kirche nachgeschlichen, wo er sich durch Bellen, Winseln und Umherlaufen unter den Bänken unangenehm bemerkbar machte.

Seine glücklichen Eigentümer verhielten sich in dieser Verlegenheit so, als ginge sie der Übelthäter gar nichts an, ja sie bemühten sich sogar, durch heuchlerisches Kopfschütteln und mißbilligende Mienen denjenigen zu verurteilen, der dies Ärgernis durch mangelhafte Aufsicht über seinen Hund veranlaßt hatte.

Der Kirchendiener mußte mit Hintansetzung aller Würde, deren diese Berufsklasse bekanntlich eine unsagbare Menge besitzt, unter den Bänken herumkriechen und das Geschöpf fangen, es dann, wie ein zärtlich geliebtes Kind auf den Armen zur Thür hinaus befördernd. Justizrats gaben sich währenddessen der schönen, aber trügerischen Hoffnung hin, Flick werde sich nicht wieder nach Hause finden, wo er sie indessen bei der Heimkehr, sehr schmutzig und verbummelt aussehend, schon erwartete und gar nicht zu ahnen schien, daß er so gröblich gegen die Gesetze der guten Gesellschaft verstoßen habe.

Der Vater erklärte voll gerechter Empörung, Flick müßte abgeschafft werden, und zwar im Laufe von 24 Stunden, was Karl und Eugen in Thränen zerfließen ließ. Diese trockneten erst bei der Idee,

daß „der Kleinert“, ein tierliebender Schulfreund, ihnen am Ende den Vierfüßler abkaufen und so ihre Kasse auf Kosten ihres Herzens erfrischen würde.

Dieser „letzte Sonntag“ wurde denn ausschließlich Flick gewidmet, und er sollte, um seinen Kaufpreis zu erhöhen, noch in Windeseile Kunststücke lernen, verhielt sich aber vorläufig gänzlich ablehnend gegen solche Zumutungen.

Die Tante hatte mit dem Moment, wo der Prediger seine Rede schloß, die boshafter Weise aus fünf Teilen bestand, dessen Thätigkeit mit ungeschwächten Kräften aufgenommen und predigte sanft und unausgesetzt über Hunde, unartige Kinder, nachlässige Dienstboten und sonstige menschliche Schwächen, jeden Satz über Mängel ihrer Mitmenschen mit den Worten schließend: „ich habe auch meine Fehler, aber diesen habe ich nicht!“ so daß schließlich kaum eine Untugend für ihre Person übrig blieb, und sie als widerwärtiger Tugendspiegel den hartgeprüften Ihrigen vorleuchtete.

Unter diesen Umständen gereichte es allen zur wahrhaften Wonne, als Clementine in der Nachmittagsstunde erklärte, sie habe noch einen Besuch bei einer Freundin abzustatten.

„Ob ich heut' schon hin muß?“ meinte sie zögernd.

Julie versicherte ihr aus Herzensgrund, die Freundin würde es entsetzlich übel nehmen, wenn der Besuch um 24 Stunden verschoben würde, und sah ihre Schwägerin, das Strickkörbchen am Arm, in der schon halbdunklen Straße mit dem erleichterten Gefühl verschwinden, das wir alle — Hand aufs Herz! auch der Gastfreundlichste! — empfinden, wenn ein dauerhafter Logierbesuch sich auf eine Weile empfiehlt, und wir geistig und gemütlich „alle Vier“ von uns strecken können.

Der Abend begann schon stark hereinzudämmern, und das Ehepaar saß mit den Kindern gemütlich im Wohnzimmer. Die Jungen spielten mit der Kleinsten und erklärten sie für anbetungswürdig, wenngleich diese Göttin undankbar genug war, den beständigen Umarmungen der Brüder ein wütendes Kratzen und Beißen entgegenzusetzen. Die Eltern sahen dem Spiel der drei auf dem Teppich mit dem Wohlgefallen zu, welches der Ursprung des bekannten Rätsels ist: „Welche Kinder sind die schönsten? — die eigenen!“ — und vergaßen fast, daß sie „Besuch“ hatten.

Da wurde die Thür aufgerissen, und atemlos vom raschen Lauf, den Hut schief gestoßen, in sichtlicher, furchtbarer Aufregung stürzte Clementine ins Zimmer und sank sprachlos auf den nächststehenden Stuhl.

„Was hast du denn?“ fragte die Hausfrau, besorgt aufspringend.

„Ich werde verfolgt!“ keuchte Clementine, „ein Herr ist schon zwei Straßen weit hinter mir hergelaufen!“

„Ach, das wirst du dir wohl einbilden!“ meinte der Justizrat ernüchternd.

„Bitte sehr!“ erwiderte Clementine scharf und durch diesen Zweifel an ihrer Unwiderstehlichkeit zum Leben erweckt, „er hat sogar noch zweimal die Frechheit gehabt, hinter mir her zu rufen: ‚warten Sie doch!‘ und jetzt“ — beschloß das Fräulein mit einem wahren Triumphgefühl, „ist er mir bis ins Haus nachgekommen — ich bin die Treppe herauf geflogen, kann ich euch sagen, und er hinterher.“

„I, das ist ja eine tolle Unverschämtheit,“ rief der Justizrat, und in dem Moment öffnete sich die Thür, und eine männliche Gestalt erschien im Halbdunkel.

„Das ist er!“ hauchte Clementine mit erlöschender Stimme und flüchtete ans Fenster.

„Guten Abend!“ sagte die wohlbekannte Stimme des alten Hausfreundes, Oberst Born, bei dieser Wendung, „tausend, was ist es hier dunkel! Ich bin einer Dame zwei Straßen weit nachgerannt“ —

Das Ehepaar warf sich über dieses ungenierte Eingeständnis einen etwas empörten Blick zu — Clementine verbarg sich bebend hinter den Gardinen.

„Denn sie hatte ihren Strickknäuel aus dem Korbe verloren!“ fuhr der harmlose Don Juan fort, „und ich habe mich an dem Faden nachgewickelt bis hier herauf. Die brave Person wollte absolut nicht stehn — sie muß doch übrigens an dem Knäuel noch am andern Ende bammeln!“ setzte der alte Herr mißvergnügt hinzu.

Die Hausfrau, die über diese ungefährliche Aufklärung von Clementinens Abenteuer beinah' vor unterdrücktem Lachen erstickt wäre, stürzte jetzt aus dem Zimmer, um Lampen zu bestellen und draußen ihrer Heiterkeit freien Lauf zu lassen, während Clementine sich tief gekränkt aus ihrer Fensterecke entwickelte.

„Besten Dank, mein Herr!“ sagte sie mit einer

gewissen sittenstrengen Zurückhaltung, die jede fernere Annäherung in Grenzen zu halten bestimmt war, und nahm den Knäuel aus den Händen des Obersten entgegen, der behaglich nach seinem Stammplatz am Sofatisch ging.

Der Oberst, der dem aktiven Dienst schon vor 12 Jahren Valet gesagt hatte, war ein kleiner, kurzer, bequemer Herr von beträchtlichster Wohlbeleibtheit und hoch in den Sechzigen — er mußte von seinem Abenteuer eine ganze Weile verschnaufen, ehe er zu Atem kam, und für den Unbeteiligten hatte der Anblick dieser beiden Hauptpersonen in der Herzensaffaire allerdings etwas Groteskes. — Der alte Herr ließ sich übrigens mit sanfter Gewalt bewegen, den Abend bei den Freunden zu verbringen, was er durchschnittlich zwei- bis dreimal in jeder Woche that, und zum heimlichen Ergötzen des justizrätlichen Paares betrug sich Clementine so, als wenn sie wirklich an dem Oberst eine Eroberung auf Tod und Leben gemacht hätte, und der Wollknäuel nur das geschickt benutzte Werkzeug gewesen wäre, um den alten Herrn seiner Leidenschaft Ausdruck geben zu lassen. Sie besetzte den Abendtisch mit einer Schüssel selbstbereiteter Kuchen, präsentierte dem

Oberst und machte ihn auf ein besonders wohlgelungenes Exemplar ihrer Kochkunst mit holdseligem Lächeln und den Worten aufmerksam: „der Oberste ist der schönste!“ eine Bemerkung, die der alte Herr irrtümlich auf sich bezog und mit der bescheidenen Wendung: „o bitte, mein Fräulein, darüber ließe sich doch noch streiten,“ zu allgemeinem Ergötzen von sich ablehnte. Clementine blieb über dieses Mißverständnis eine halbe Stunde lang in verschämtem Kichern und war gar nicht von dem Thema abzulenken. So erheiternd die Sachlage war, die sich aus der Unwiderstehlichkeit der Tante zu ergeben schien, so hatte dieselbe doch insofern für die besuchte Familie ihre Schattenseiten, als sich der Aufenthalt für Clementine durch diese Herzensangelegenheit so reizvoll gestaltete, daß sie an Abreisen nicht mehr zu denken schien.

Diplomatische kleine Intriguen und Fäden wurden gesponnen, um Einladungen für den Oberst zu veranlassen — Clementine ließ alle Toilettenkünste spielen und war ganze Vormittage lang mit dem Bauen eines turmhohen Hutes beschäftigt, der bestimmt war, dem Seelenfrieden des alten Herrn verderblich zu werden.

Die „Knaben“ profitierten entschieden von dieser Wendung der Dinge, da die Tante jetzt viel zu sehr mit sich und ihrem Herzen beschäftigt war, um noch Interesse an diesen beiden unfertigen Menschenexemplaren zu nehmen, und somit ihre Erziehung ohne besondere Beihilfe weiter gehen ließ. Auch predigte Clementine in Gegenwart des Geliebten gar nicht, sondern war ganz sanfte Taube, die höchstens in Sätzen, wie: „das Weib muß nur in andern leben“ — oder „Geduld ist eine köstliche Beigabe auf den Lebensweg,“ die Grundzüge ihres Charakters zum Benefiz des Obersten ins moralische Schaufenster stellte.

Dieser selbst sah erst mit ungläubig starrem Staunen, dann mit einigem Verdruß, daß man ihm noch einen solchen Spätfrühling zumuten wollte, in dem Clementine, wenn auch nicht als Röschen, so doch als recht solide Hagebutte prangte.

Seine gemütlichen Abende im Hause der Freunde büßten dadurch beträchtlich an Annehmlichkeit ein, denn wenn er auch, wie jeder Mann, im Grunde es ganz schmeichelhaft fand, daß er noch so gefährlich befunden wurde, so überwog doch die seinen Jahren eigene und gebührende Bequemlichkeit den Reiz der Sache bedeutend.

Er verhielt sich denn auch in einer Weise passiv bei der Angelegenheit, die für den Zuschauer sehr erheiternd war, aber von Clementine durchaus nicht bemerkt wurde. Sie war im Gegenteil stets bestrebt, scheinbare scherzhafte Plänkeleien des alten Herrn abzuwehren, und beklagte sich bei Julie mit schüchternem Stolz, daß der Oberst sie doch gar zu toll necke!

Der alte Herr hatte heute bei den Freunden gespeist und blieb infolge von Clementinens stürmischem Flehen an Gast und Gastgeber „über den Abend“ — ein ausgedehntes Verfahren, was stets angreifend wirkt und selbst jugendlichere Wesen leicht abgespannt erscheinen läßt.

So saß denn alles in der frühen Dämmerstunde mit ziemlich erschöpftem Gesprächsstoff bei einander. Die Jungen waren noch mit Schularbeiten beschäftigt, und Flick befand sich infolge dessen im Zimmer. Seine definitive Abschaffung hatte sich etwas hinausgezögert, weil kein Mensch so verblendet sein wollte, den Besitz eines schauderhaft häßlichen, alles benagenden und verderbenden Hundes noch mit Gold aufzuwiegen.

Am nächsten Morgen aber sollte das grause Geschick in Gestalt des Milchmanns den Vierfüßler

ereilen, der ihn „für nichts“ zu nehmen sich großmütig bereit erklärt hatte und sich damit ein unsterbliches Verdienst um die Familie des Justizrats erwerben wollte.

Der Oberst, den Clementine zu seiner gerechten Empörung von der Minute des Desserts an in eine schalkhafte Unterhaltung zu verwickeln gesucht hatte, saß müde und verdrießlich in seiner Ecke und rauchte eine lange Pfeife, die zu der ihm wider Willen übertragenen Romeo-Rolle nicht allzu realistisch zu stimmen schien. Er schlief mit halbem Auge und beobachtete mit entschiedenster Mißbilligung seine Anbeterin, die, um ihre häuslichen Tugenden in ein besseres Licht zu stellen, mit jugendlicher Anmut hin- und herflitzte und den Tisch deckte. Ihre Phantasie war dabei nicht müßig, und sie rief dem sich wirklich unsäglich unglücklich fühlenden alten Herrn von Zeit zu Zeit ohne jede Provokation seinerseits zu: „aber, Herr Oberst, was wollen Sie denn von mir? so lassen Sie mich doch in Ruhe — nein, Sie sollen mir nicht immer zusehn!“ — so daß der arme Mann wirklich ernstlich zu erwägen begann, ob er seine gemütlichen Abendstunden bei den Freunden nicht lieber ganz aufgeben, als sich so zum Courmachen zwingen lassen sollte.

Eben hatte Clementine die unsterbliche Wurst, die von der ganzen Familie schon aufs tiefste verwünscht wurde, auf den Tisch gesetzt und das Zimmer verlassen. Auch der Justizrat war nicht anwesend.

Der alte Herr sah die Hausfrau ein paarmal von der Seite an, rauchte zwei oder drei kurze energische Züge und fragte dann mit einem verzweifelten Entschluß: „wie lange bleibt denn das Fräulein noch bei Ihnen, Frau Justizrätin?"

Julie zuckte vielsagend die Achseln.

„Sie hat noch nichts darüber geäußert!" erwiderte sie und seufzte, „und ich kann doch nicht fragen!"

Der Oberst sah bei dieser ermutigenden Wendung sehr erheitert aus.

„Möchten Sie sie gern weg haben?" fragte er und nahm die Pfeife aus dem Munde — ein Zeichen starker seelischer Vorgänge.

„Offen gestanden — ja!" sagte Frau Julie nach kurzem Besinnen, „ich stelle ja meine Schwägerin wirklich sehr hoch — sie ist eine so prächtige Person —."

„Schon gut!" schmunzelte der Oberst, „wir verstehen uns! Ich glaube, ich kann die Sache machen — mir ist etwas eingefallen!"

„Ach, das wäre ja zu liebenswürdig von Ihnen!“ rief Julie in unvorsichtigem Entzücken.

Der alte Herr lachte.

„Ein bißchen Egoismus ist auch dabei!“ sagte er behaglich, „denken Sie sich's sehr hübsch, in meinem Alter noch einmal angeliebt zu werden? Ich kann Ihnen sagen, es versalzt mir förmlich die gemütlichen Abende hier, und da ich Ihnen auch einen Gefallen thue, wenn ich der Sache ein Ende mache, so schlage ich zwei Fliegen mit einer Klappe!“

Ehe der alte Herr seinen Feldzugsplan weiter auseinandersetzen konnte, strömte Lampenschein zur Thür hinein, und die Familie begann sich zum Abendessen zu versammeln. Flick, der bei solcher Gelegenheit gewöhnlich ausgeschlossen war, hatte sich, zu einer schwarzen bescheidenen Kugel geballt, unter dem Sofa versteckt und war so schlau, seine unbemerkte Anwesenheit nicht durch Schnarchen zu verraten.

Bei Tisch gab Clementine die unzweideutigsten Absichten zu erkennen, ihre Eroberungspläne mit Entschiedenheit ins Werk zu setzen. Sie entriß dem Obersten mit scherzhafter Gewalt seine Kartoffel und schälte sie ihm, was diesem entsetzlich war, da er, wie die meisten alten Junggesellen, sich dergleichen

allein machte und bestimmte, eiserne Grundsätze hatte, nach denen solche Verrichtungen geschehen mußten. Sie nahm ihm ferner die Theetasse fort, ehe er sie ausgetrunken hatte, und wollte ihm wieder einschenken — sie flehte ihn so stürmisch an, von der Wurst zuzulangen, daß der Held dieses einseitigen Romans schließlich fast grob wurde und in einem Ton: „ich danke!“ hervorstieß, den er früher mehr Rekruten wie Damen gegenüber mochte angewendet haben. In Clementinens Augen schien er aber durch diese Rauheit noch einen Zauber männlicher Düsterheit um sich zu weben — sie war nicht abzuschütteln!

Die Jungen, mit den diesem Alter eignen Spürnasen für Liebesangelegenheiten, hatten inzwischen die Anstrengungen der Tante bemerkt und waren in einem Zustand beständig explodierender Heiterkeit, der sie bisweilen nötigte, unter den Tisch zu kriechen und daselbst erstickend zu lachen — dies wenig salonfähige Verfahren so oft mit den Worten entschuldigend: „mir ist die Gabel heruntergefallen!“ daß der Vater schließlich verwundert bemerkte: „die Erde scheint für eure Gabeln eine ganz besondere Anziehungskraft zu haben!“

Frau Julie wartete indes in stiller Spannung auf den verheißenen Schachzug ihres alten Freundes. Dieser füllte jetzt sein Glas, lehnte sich in den Stuhl zurück und begann mit heiterer Ruhe: „Ja, richtig, ich wollte Ihnen ja noch etwas erzählen, meine Herrschaften!"

Clementine war sofort ganz fieberhafte Aufmerksamkeit. „Ach, ein Geschichtchen!" rief sie voll kindlicher Freude.

„Nun, das gerade nicht!" meinte der Oberst, „ich habe nur heute früh die Verlobungsanzeige eines alten Freundes erhalten."

Clementine sah errötend auf ihren Teller.

„Der Intendanturrat Meyer," berichtete der Oberst, „mit dem ich in die Schule gegangen bin, hat sich mit einer Witwe verlobt — sie mag so in Ihrem Alter sein, Fräulein Clementine, und er ist, wie gesagt, beinahe so alt wie ich — mag auch ein Jährchen jünger sein!"

„So so!" hauchte Clementine, zwischen Glückseligkeit über den vielversprechenden Anfang und der Verlegenheit schwankend, die ihr die Öffentlichkeit des Verfahrens einflößte.

„Und die wollen sich heiraten!" fuhr der

Oberst behaglich fort, „Leute in dem Alter! Können Sie sich so 'was Verrücktes denken? Ich sage, die gehören ins Narrenhaus! Ich habe meinen alten Freund immer für einen ganz vernünftigen Menschen gehalten — aber bei uns in Schlesien sagt ein Sprichwort: ‚wenn einer verdreht wird, fängt's im Kopfe an!'"

Ein allgemeines gänzliches Verstummen folgte dieser Mitteilung, Frau Julie bewahrte nur mit der allergrößten Mühe ihren Ernst und sah so unbefangen in die Luft, als wenn sie gar nichts gehört hätte. Um den Mund des Hausherrn zuckte ein verräterisches Lächeln, er unterdrückte es aber schnell im Hinblick auf seine Schwester, die wie eine Illustration zu dem Verse aussah:

„Und oben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt in Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
Ins Land so grausenvoll!"

Wie diese hochgespannte Situation geendet, ob Clementine, im Grimm verschmähter Liebe und enttäuschter Hoffnung, ihren herzlosen Anbeter mit dem Tranchiermesser erstochen oder mit der Wurst erschlagen hätte — das wird ewig unaufgeklärt

bleiben; denn es begab sich etwas ganz Unerwartetes! Flick, der den Reizen des gedeckten Tisches



ein weniger stählernes Herz entgegenzusetzen vermochte, als der Oberst den Vorzügen Clementinens, stieß plötzlich ein kurzes, gieriges Geheul aus, sprang unter dem Sofa vor, auf den Stuhl, auf den Tisch, ergriff — o freudiger Schreck! — die so oft verwünschte Wurst und sprengte mit ihr davon, wie ein Ritter mit einer erbeuteten Schönen, ehe jemand imstande war, ihn an seinem ruchlosen

Vorhaben zu hindern, und witschte zur Thür hinaus.

Das Schicksal ihres Geschenks war der letzte Tropfen in Clementinens Wermutsbecher, sie ergriff den Vorwand, um mit dem Ausruf: „Ordnung ist in diesem Hause nicht zu erwarten!“ in Thränen auszubrechen und stürmisch das Zimmer zu verlassen, wobei sie die Thüre mit einer solchen Vehemenz zuschmetterte, daß es mit ihrer Sanftmut in ziemlich grellem Kontrast stand.

Der Justizrat folgte ihr mit Begütigungsabsichten, und die Jungen stürzten hinter Flick her.

Die Zurückbleibenden sahen sich eine Weile etwas verlegen an, dann stand der Oberst auf und nahm seinem Hut.

„Ich habe noch ein paar notwendige Briefe zu schreiben,“ sagte er und reichte der Hausfrau die Hand, „lassen Sie die Arznei nur ruhig wirken, Frau Justizrätin, ich denke, wir sitzen in acht Tagen hier wieder gemütlich beisammen!“

„Eigentlich doch unrecht!“ seufzte Frau Julie in einer leisen Anwandlung von Reue.

„Aber uneigentlich sehr erfreulich,“ sagte der herzlose Oberst, — „und nun gute Nacht — das ging

ja rascher und besser, als ich gedacht hatte. — Aber es war auch Zeit!" setzte der alte Herr für sich hinzu, als er die Treppe hinabging, „die alte Schachtel hätte mich ja lieber heut wie morgen fest gemacht!" Das Mittel des Obersten erwies sich wirklich als untrüglich. Clementine lag den nächsten Tag mit heftiger Migräne zu Bett und erklärte am Abend, als sie mit verbundenem Kopf im Wohnzimmer erschien, sie fühle, daß ihr das Leben hier zu unruhig wäre und wolle, da ihre Gesundheit darunter litte, lieber abreisen. Mit der mehr höflichen, als ernstgemeinten, zum Glück auch nicht ernst genommenen Wendung, „unter diesen Umständen würde ich es ja für Sünde halten, dir zuzureden," stimmte Julie ihrer Schwägerin bei, und Clementine flog samt ihrem haushohen Koffer in wenig Tagen heimatwärts, mit der beiderseits recht kühlen Hoffnung auf Wiedersehen entlassen.

Im Hause des Justizrats atmete alles auf. Emilie hatte das Gastzimmer nicht mehr instand zu setzen und fing an, Privats zu verschmerzen — die Hausfrau schlief während der nächsten drei Wochen jeden Nachmittag eine Extraration nach,

die Kinder wurden ohne Predigt erzogen, und die Wurst war verschwunden.

Flick profitierte am meisten von der Sache, da der Justizrat ihm so dankbar war, daß er den Abendtisch von der furchtbaren Wurst erlöst hatte, daß er seine Abschaffung vorläufig sistierte und nur ein neues erziehliches Hundesystem mittelst einer Klopfpeitsche einführte, das Flick mit der Zeit zu einem gesitteten Köter und lieben Hausgenossen umwandelte. Er stahl seitdem nur noch, wenn es niemand merkte, was ja schon ein hoher moralischer Standpunkt ist.

Aber jemand, der von der Sache auch einen Gewinn, wenn auch nur einen idealen, davontrug, war der Oberst, denn der sagt heute als hoher Siebziger noch: „Kinder, ich habe vor wenig Jahren eine Eroberung auf Tod und Leben gemacht — ein hübsches Mädchen hat mich um jeden Preis heiraten wollen!“ wobei sich ihm in der Erinnerung die Tante Clementine, wie wir sehen, bedeutend verklärt hat und er es sich mit der Zeit als eine Art romantischer Entsagung auslegte, daß er ihre blühende Jugend nicht an sein Alter gefesselt habe. Wenn sie das übrigens wüßte, ich

glaube, sie käme gleich wieder zu Justizrats zum Besuch.

Wir wollen es ihr ums Himmelswillen nicht verraten!